Die
Trapper in Arkansas.

Von

Gustav Aimard.

Deutsch

von

E. Drugulin.

Erster Band.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1859.

Heimath zurückkehrten, ihre Reichthümer zur Schau trugen und durch den zügellosen Luxus, den sie trieben, zu neuen Auswanderungen Veranlassung gaben.

Diesem beständigen Wechsel ist auch der gänzliche Mangel an bedeutenden Bau-Denkmälern in Amerika zuzuschreiben, welche gleichsam die Grundpfeiler bilden für jede Kolonie, welche sich in einem neuen Lande ansiedelt, um ihr Geschlecht fortzupflanzen.

Durchstreift man heutzutage dieses ausgedehnte Land, welches während dreier Jahrhunderte das friedliche Besitzthum der Spanier gewesen, so stößt man kaum hie und da auf eine Ruine — ohne Namen — welche an ihre frühere Gegenwart erinnert, während die, lange Zeit vor der Entdeckung, von den Azteken und Inkas errichteten Denkmäler in ihrer majestätischen Einfachheit noch heute aufrecht stehen, als ein unvergängliches Zeugniß ihrer Gegenwart im Lande und ihres Strebens nach Civilisation.

Ach! was ist jetzt aus diesen glänzenden Eroberungen, welche ganz Europa mit Neid erfüllten, geworden? — in welchen sich das Blut der Henker mit dem ihrer Opfer mischte, zum Nutzen jener anderen Nation, die damals auf ihre tapferen Feldherren, fruchtbaren Ländereien und ihren Handel, der die ganze Welt umfaßte, so stolz war. Die Zeit ist fortgeschritten und Süd-Amerika büßt zur Stunde die Verbrechen, die um seinetwillen begangen wurden. Von Partheien zerrissen, welche sich um eine vergängliche Macht streiten, von

erschöpfenden Oligarchien bedrückt, verlassen von den Fremdlingen, die sich von seinem Marke vollgesogen, sinkt es unter dem Drucke seiner eigenen Trägheit langsam zusammen, ohne die Kraft zu haben, das bleierne Leichentuch, welches es erstickt, zu lüften, um erst in einer Zeit zu erwachen, wo ein neues Geschlecht, rein von Menschenblut — und nur den Gesetzen Gottes folgend, ihm die Arbeit und die Freiheit bringen wird, welche das Leben der Völker sind.

Mit einem Worte, das Spanisch-Amerikanische Geschlecht hat sich in den, ihm von seinen Ahnen hinterlassenen Besitzungen fortgepflanzt, ohne deren Grenzen zu erweitern, sein Heldenmuth ist mit Karl V. zu Grabe gegangen, und es hat von dem Mutterlande nichts behalten, als seine gastfreundschaftlichen Gewohnheiten, seine religiöse Intoleranz, seine Mönche, seine Guittareros und seine mit Eskopettes bewaffneten Bettler.

Von allen Staaten, welche die große amerikanische Union bilden, ist der Staat Sonora, der einzige, welcher wegen seiner Kämpfe mit den Indianerstämmen, die ihn umgaben, und seiner beständigen Reibungen mit diesen Völkerschaften, eine eigenthümliche Physiognomie behalten hat.

Die Sitten seiner Einwohner haben einen gewissen Anstrich von Wildheit, welcher sie auf den ersten Blick von denen der inneren Provinzen unterscheidet.

Der Rio-Gila kann als die nördliche Grenze dieses Staates angesehen werden; im Osten und Westen ist er von

der Sierra Madre und dem Meerbusen von Kalifornien eingeschlossen.

Die Sierra Madre theilt sich hinter Durango in zwei Zweige; der größere folgt der Hauptrichtung und erstreckt sich von Norden nach Süden, der andere wendet sich nach Westen und zieht sich hinter den Staaten Durango und Guadalaxara allen Gegenden entlang, welche durch den stillen Ocean begrenzt sind. Dieser Zweig der Cordilleren bildet die südliche Grenze von Sonora.

Die Natur scheint sich darin gefallen zu haben, ihre Wohlthaten mit vollen Händen in jenem Lande zu spenden. Das Klima ist heiter, gemäßigt, gesund; Gold, Silber, das fruchtbarste Land, die schönsten Früchte, die heilsamsten Kräuter finden sich dort im Ueberfluß; man hat daselbst die heilsamsten Balsamarten, die nützlichsten Insekten für die Färberei, die seltensten Marmorarten, die kostbarsten Steine, so wie Wild und Fische aller Art. Aber die unabhängigen Indianerstämme, welche die ungeheuren Einöden des Rio Gila und der Sierra Madre bewohnen, die Comanchen, Pawnies, Pimas, Opatas und Apachen haben der weißen Race einen hartnäckigen Krieg erklärt, und lassen ihnen durch ihre beständigen und grausamen Streifzüge den Besitz aller jener Schätze, deren sie durch ihre Vorfahren beraubt wurden, und die sie noch immer in Anspruch nehmen, theuer entgelten.

Die drei größten Städte des Staates Sonora sind: Guaymas, Hermosillo und Arispe.

Hermosillo, das ehemalige Pitic, welches durch die Expedition des Grafen Raousset Boulbon berühmt geworden, ist die Niederlage für den amerikanischen Handel auf dem stillen Ocean und zählt über neun tausend Einwohner.

Die Stadt, welche auf einer Hochebene, die sich im Nord-Westen bis an den stillen Ocean sanft herabneigt, erbaut ist, wird von einem Hügel gedeckt, an den sie sich, Schutz gegen die Kälte suchend, anlehnt. Er führt den Namen el Cerro de la campana — Glockenberg — und sein Gipfel ist mit ungeheuren Steinblöcken gekrönt, welche, wenn man sie berührt, einen hellen, metallartigen Ton von sich geben.

Uebrigens ist diese Ciudad, wie alle ihre amerikanischen Schwestern schmutzig, von ungebrannten Ziegeln erbaut, und bietet den erstaunten Blicken des Reisenden eine Mischung von Ruinen, Unrath und Trostlosigkeit, welche das Herz ergreifen.

An dem Tage, wo unsere Erzählung beginnt, — nämlich am 17. Januar 1817, zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, zu der Zeit, wo die Einwohner sich in das Innere ihrer Wohnungen zurückziehen und ihre Siesta zu halten pflegen, bot die Stadt Hermosillo, welche gewöhnlich so still und ruhig ist, einen sonderbaren Anblick.

Eine Menge Leperos, Gambusinos, Schmuggler und besonders Rateros drängte sich unter Geschrei, Drohungen und namenlosem Geheul in der Calle del

Rosario — Rosenkranzstraße — durcheinander. Einige spanische Soldaten — zu jener Zeit hatte Mexiko das Joch des Mutterlandes noch nicht abgeschüttelt, — bemühten sich vergeblich, die Ordnung wieder herzustellen und die Menge zu zerstreuen, indem sie auf das Gerade-wohl derbe Schläge mit dem hölzernen Schaft ihrer Lanzen unter die ihnen zunächst Stehenden austheilten.

Aber der Aufruhr, weit entfernt, sich zu legen, stieg im Gegentheil immer höher; besonders schrieen und gestikulirten die unter dem Volke befindlichen Hiaquis-Indianer auf eine wahrhaft fürchterliche Weise.

Die Fenster sämmtlicher Häuser waren dicht mit Köpfen von Männern und Frauen besetzt, welche die Blicke nach der Richtung des Cerro de la campana, von dessen Fuße dichte Rauchwolken in die Höhe wirbelten, richteten und ein außerordentliches Ereigniß zu erwarten schienen.

Plötzlich erhob sich lautes Geschrei, die Menge theilte sich wie eine überreife Granate, ein Jeder warf sich mit den Zeichen des höchsten Schreckens auf die Seite und ein junger Mann, oder vielmehr ein Kind, denn er war kaum sechzehn Jahre alt, erschien, wie im Sturm von dem rasenden Galopp eines halb wilden Pferdes davongetragen.

„Haltet ihn auf!“ schrieen Einige.

„Fangt ihn mit dem Lasso!“ heulten Andere.

„Valgame Dios!“ murmelten die Frauen, sich bekreuzend, „es ist der Teufel selbst.“

Aber statt ihn aufzuhalten, wich ihm Jeder schleunigst aus; der kühne Junge setzte mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen, glühendem Antlitz und blitzenden Augen seinen raschen Lauf fort, in dem er rechts und links unter Diejenigen, welche sich zu nahe an ihn heranwagten, oder von ihrem Mißgeschick verhindert wurden, sich schnell genug zu entfernen, derbe Schläge mit der Chicote austheilte.

„Nun! nun! Caspita!“ sagte, als ihn der Junge streifte, ein Vaquero mit dummbrutalem Gesicht und athletischen Gliedmaßen, „zum Teufel mit dem Narren, der mich beinahe umgerannt hätte! Aber,“ fügte er, nachdem er einen Blick auf den jungen Mann geworfen hatte, hinzu, „ich täusche mich nicht, es ist Rafael, der Sohn meines Gevatters! Warte ein wenig, Picaro!“

Indem er dieses Selbstgespräch zwischen den Zähnen murmelte, entrollte der Vaquero den Lasso, welchen er am Gürtel befestigt trug, und fing an in der Richtung, welche der Reiter eingeschlagen hatte, diesem nachzulaufen.

Die Menge begriff seine Absicht und klatschte enthusiastischen Beifall.

„Bravo! Bravo!“ schrie sie.

„Verfehle ihn nicht, Cornejo!“ riefen bekräftigend mehrere Vaqueros und klatschten in die Hände.

Cornejo, da uns der Name dieser interessanten Persönlichkeit bekannt ist, näherte sich allmählig dem jungen Burschen, vor welchem sich die Hindernisse mehr und mehr häuften.

Der Reiter, den das Geschrei der Anwesenden von der drohenden Gefahr unterrichtete, wandte den Kopf.

Er erblickte den Vaquero.

Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, er sah ein, daß er verloren sei.

„Laß mich entfliehen, Cornejo,“ rief er ihm mit thränenerstickter Stimme zu.

„Nein! nein!“ heulte die Menge, „fange ihn, fange ihn!“

Der Pöbel fand Geschmack an dieser Menschenjagd, er fürchtete, sich um das Schauspiel, welches ihn in so hohem Grade interessirte, betrogen zu sehen.

„Ergieb Dich!“ antwortete der Riese, „sonst packe ich Dich mit dem Lasso wie einen Cibolo.“

„Ich werde mich nicht ergeben,“ sagte der Knabe mit Entschlossenheit.

Die beiden Sprechenden eilten fortwährend vorwärts, der eine zu Pferde, der andere zu Fuß.

Die Menge folgte ihnen, vor Vergnügen heulend.

Der Pöbel ist überall gleich, grausam und ohne Erbarmen.

„Laß mich, sage ich Dir,“ fuhr der Junge fort, „oder ich schwöre bei den armen Seelen im Fegefeuer, daß Dir ein Unglück begegnen wird.“

Der Vaquero lachte höhnisch und schwang den Lasso um seinen Kopf.

„Nimm Dich in Acht, Rafael,“ sagte er, „ich frage Dich zum letzten Male, willst Du Dich ergeben?“

„Nein! Tausendmal Nein!“ schrie der Knabe erröthend.

„Nun dann, gnade Dir Gott!“ sagte der Vaquero.

Der Lasso pfiff und flog davon.

Aber jetzt ereignete sich etwas Seltsames.

Rafael hielt sein Pferd plötzlich an, als ob es in einen Granitblock verwandelt worden wäre, schwang sich aus dem Sattel, sprang wie ein Jaguar auf den Riesen, welchen die Erschütterung zu Boden warf, und stieß ihn, ehe es Jemand verhindern konnte, das Messer, welches die Mexikaner stets im Gürtel tragen, in die Kehle.

Ein starker Blutstrom spritzte dem Knaben in das Gesicht, der Vaquero wand sich noch einige Sekunden und blieb dann regungslos.

Er war todt!

Die Menge stieß einen Schrei des Abscheues und Entsetzens aus.

Der Knabe hatte sich mit Blitzesschnelle wieder in den Sattel geschwungen und hatte seinen rasenden Lauf von Neuem begonnen, indem er sein Messer mit satanischem Lachen schwang.

Als der erste Augenblick des Schreckens vorüber war und man den Mörder verfolgen wollte, war er verschwunden.

Niemand konnte angeben, welche Richtung er eingeschlagen hatte.

Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten erschien

auch hier der Juez de Letras — der Criminalrichter — von einer Schaar zerlumpter Alguazils begleitet, auf den Schauplatz des Mordes, als es zu spät war.

Der Juez de Letras, Don Inigo tormentos Albaceyte war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, klein und untersetzt, mit dickem Gesicht, welcher aus einer, mit Diamanten besetzten goldenen Dose spanischen Tabak schnupfte und unter einer scheinbaren Gutmüthigkeit einen eingewurzelten Geiz, verbunden mit großer Schlauheit und einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit, verbarg.

Der würdige Beamtete schien, wider alle Erwartung, von der Flucht des Mörders nicht im geringsten überrascht zu sein, er schüttelte zwei bis drei Mal den Kopf, warf im Kreis einen Blick auf die Anwesenden und sagte, indem er mit den kleinen grauen Augen blinzelte und sich mit philosophischer Ruhe die Nase voll Tabak stopfte:

„Der arme Cornejo, das mußte ihm früher oder später passiren.“

„Ja,“ sagte ein Lepero, „er ist recht hübsch getroffen.“

„Das habe ich auch gedacht,“ erwiderte der Richter, „der Bursche muß Uebung haben.“

„Ach! das müßte sonderbar zugehen,“ sagte der Lepero die Achselnd zuckend, „es ist ein Kind.“

„Ach!“ sagte der Richter mit geheucheltem Erstaunen und indem er seinem Berichterstatter einen versteckten Blick zuwarf, „ein Kind!“

„So ziemlich," sagte der Lepero, welcher stolz darauf war, sich so beachtet zu sehen, „es ist Rafael, der älteste Sohn des Don Ramon."

„Schau! schau! schau!" sagte der Richter mit geheimer Genugthuung; „aber nein," fuhr er fort, „das kann nicht sein, Rafael ist höchstens sechszehn Jahre alt, er hätte gewiß keinen Streit mit Cornejo angefangen, der ihn nur anzurühren brauchte, um mit ihm fertig zu werden."

„Es ist aber wirklich so, Exellenz, wir haben es Alle gesehen. Rafaël hatte bei Don Aguilar gespielt, es scheint, daß ihm das Glück nicht günstig gewesen, er hat sein ganzes Geld verloren, da ist er vom Zorn übermannt worden und hat, um sich zu rächen, das Haus in Brand gesteckt."

„Caspita!" sagte der Richter.

„Es ist so, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen, Exellenz, sehen Sie, man sieht noch den Rauch, obgleich das Haus schon zu Asche verbrannt ist."

„In der That," antwortete der Richter und warf einen Blick nach der Richtung, welche ihm der Lepero angegeben hatte, „und weiter . . . . ."

„Dann," fuhr der Andere fort, „hat er sich natürlich flüchten wollen, Cornejo versuchte, ihn aufzuhalten . ."

„Und er hatte Recht."

„Er hatte Unrecht, da ihn Rafael erstochen hat."

„Das ist richtig," sagte der Richter, „aber, beruhigt Euch, meine Freunde, das Gesetz wird ihn rächen."

Die Anwesenden nahmen diesen Ausspruch mit einem zweifelhaften Lächeln auf.

Der Beamtete gebot, ohne auf den durch seine Worte hervorgebrachten Eindruck zu achten, seinen Begleitern, welche den Ermordeten bereits durchsucht und geplündert hatten, ihn aufzuheben und unter das Portal der nächsten Kirche zu tragen. Dann ging er in sein Haus zurück, wobei er sich mit Genugthuung die Hände rieb.

Der Richter warf sich ein Reisekleid um, steckte ein Paar-Pistolen in den Gürtel, schnallte einen langen Degen um, und nachdem er ein leichtes Mittagsmahl zu sich genommen hatte, verließ er das Haus.

Zehn, bis an die Zähne bewaffnete Alguazils auf kräftigen Pferden, erwarteten ihn an der Thüre, ein Diener hielt einen prächtigen Rappen, welcher vor Ungeduld den Boden stampfte und schäumend am Gebiß nagte, am Zügel. Don Inigo schwang sich in den Sattel, stellte sich an die Spitze seiner Mannschaft und die Truppe bewegte sich im kurzen Trabe vorwärts.

„Was Tausend!“ sagten die Gaffer, welche in der Nähe auf den Thürschwellen standen, „der Juez Albacepte begiebt sich zu Don Ramon Garillas, wir werden morgen Neues hören.“

„Caspita!“ meinten Andere, „sein Picaro von einem Sohne, wird den Strick, mit welchem er gehangen werden wird, nicht gestohlen haben.“

„Hm!“ brummte ein Lepero mit mitleidigem

Lächeln, „das wäre ein Unglück, der Bursche verspricht, meiner Treue, Gutes! seine Cuchillada für Cornejo ist bewundernswerth. Der arme Teufel ist ganz regelrecht erdolcht worden."

Indessen setzte der Richter seinen Ritt fort, wobei er mit der größten Pünktlichkeit die Grüße, mit denen man ihn auf seinem Wege überschüttete, erwiderte, und befand sich bald im Freien.

Dann zog er den Mantel fester zusammen und fragte:

„Sind die Waffen geladen?"

„Ja, Exellenz," antwortete der Anführer der Alguazils.

„Gut! nach der Hacienda des Don Ramon Garillas, und zwar im schnellen Schritt, wir müssen noch vor Anbruch der Nacht ankommen."

Der Trupp ritt im Galopp davon.

II.

Die Hacienda del Milagro.

Die Umgebungen von Hermosillo sind wahre Wüsteneien.

Der Weg, welcher von der Stadt nach der Hacienda del Milagro — der Meyerhof des Wunders — führt, ist einer der traurigsten und ödesten.

In weiten Entfernungen erblickt man nur Eisenholz-, Gummi- und Perubäume mit den rothen, pfefferartigen Trauben, Nopals und Kaktus, die einzigen Pflanzen, welche in einem, von den senkrechten Strahlen einer glühenden Sonne verbrannten Boden wachsen können.

Hier und da zeigen sich, wie ein bitterer Spott, die langen Stangen der Cisternen, welche an dem einen Ende mit einem Eimer von vertrocknetem und zersprungenem Leder und an dem andern mit Steinen, die durch Riemen festgehalten werden, versehen sind; aber

die Cisternen sind ausgetrocknet und auf dem schwarzen schlammigen Boden derselben tummeln sich Myriaden ekelhafter Thiere; Wolken eines feinen, fast unfühlbaren Staubes, den der leiseste Lufthauch aufjagt, schnüren dem athemlosen Reisenden die Kehle zu und unter jedem verdorrten Grashalme rufen die Heuschrecken laut nach dem wohlthätigen Thau der Nacht.

Doch wenn man nach unendlichen Anstrengungen sechs Stunden in dieser glühenden Einöde zurückgelegt hat, ruht das Auge mit Entzücken auf einer herrlichen Oase, welche sich plötzlich aus dem Sande zu erheben scheint.

Dieses Eden ist die Hacienda del Milagro.

Zur Zeit, wo sich unsere Geschichte ereignete, bestand diese Hacienda, welche eine der größten und reichsten in der ganzen Provinz war, aus einem zweistöckigen aus Tapia und Adoves errichteten Hauptgebäude mit einem flachen Dache aus Rohr, das mit festgestampfter Erde bedeckt war.

Man gelangte durch einen weitläufigen Hof, dessen Eingang einen gewölbten Portikus bildete, welcher durch starke Flügelthüren geschlossen und an der einen Seite mit einem Pförtchen versehen war, nach der Hacienda. Vier Zimmer bildeten die Front, die Fenster hatten Gitter von vergoldetem Eisen und Läden im Innern; sie waren mit Glasscheiben versehen, welches in jenem Lande und zu jener Zeit für unerhörten Luxus gelten konnte; zu beiden Seiten des Hofes

oder Patio befanden sich die Wirthschaftsgebäude mit Wohnungen für die Peones, Kinder u. s. w.

Das Erdgeschoß des Wohnhauses bestand aus drei Zimmern und einer Art großem Vorhaus, in welchem alterthümliche Fauteuils und Sophas, mit gepreßtem Corduan überzogen, eine große Tafel von Nopalholz und einige Tabourets standen; an den Wänden hingen in vergoldeten Rahmen mehrere alte Portraits in Lebensgröße, welche Mitglieder der Familie darstellten; das Balkenwerk der Decke bildete ein, mit zahllosen Schnitzereien geziertes Relief.

Zwei Flügelthüren führten in den Salon; die Seite, welche dem Patio gegenüber lag, war einen Fuß erhöht und mit einem Teppich bedeckt, auf dem eine Reihe mit carmoisinrothem Sammet überzogener und merkwürdig geschnitzter, niedriger Tabourets stand, vor denen Kissen für die Füße lagen; ein kleiner, viereckiger, achtzehn Zoll hoher Tisch, der als Arbeitstisch diente, stand ebenfalls dort. Dieser Theil des Salons ist für die Damen bestimmt, welche sich dort, nach maurischer Sitte, mit gekreuzten Beinen niederlassen; auf der anderen Seite des Salons befanden sich Stühle, die mit demselben Stoffe wie die Tabourets und Kissen überzogen waren, — der Eingangsthüre des Salons gegenüber lag das Hauptschlafgemach, welches am Ende einer Estrade einen Alkoven hatte, in welchem ein mit zahllosen Vergoldungen geschmücktes Paradebett, dessen Brokatvorhänge mit Litzen und Franzen von

Gold und Silber besetzt waren, stand. Das Betttuch und die Ueberzüge der Decke und der Kopfkissen war von der schönsten, mit breiten Spitzen besetzten Leinwand.

Hinter dem Wohnhause befand sich ein zweiter Patio, wo die Küchen und der Corral sich befanden; nach diesem Hofe kam ein großer, von Mauern umgebener Garten, der mehr als hundert Ruthen Tiefe hatte, nach englischem Geschmack angelegt war und die seltensten Bäume und Gewächse enthielt.

Die Hacienda war festlich geschmückt.

Es war die Zeit der Matanza del Ganado — der Schlachttag. Die Peons hatten in einer Entfernung von einigen Schritten von der Hacienda eine Umzäunung errichtet, in welches sie, nachdem das Schlachtvieh hereingeführt worden war, das fette von dem mageren sonderten, worauf es einzeln wieder hinausgetrieben wurde.

Ein Vaquero hatte sich — mit einem scharfen Instrument in Gestalt eines Halbmondes mit Spitzen, die einen Fuß von einander entfernt standen, bewaffnet — an der Thüre der Umzäunung aufgestellt und durchschnitt den armen Thieren mit unglaublicher Geschicklichkeit, je nachdem sie an ihm vorüberkamen, die Sehnen der Hinterbeine.

Wenn er zufällig, was aber selten geschah, das Thier gefehlt hatte, so wurde es von einem zweiten Vaquero zu Pferde verfolgt, der ihm den Lasso über

die Hörner warf und es fest hielt, bis ihm der Erste die Sehne durchgeschnitten hatte.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren lehnte nachlässig an der Thüre der Hacienda. Er trug das reiche Kleid eines Landedelmannes, seine Schultern bedeckte der buntfarbige Zarapé und ein feiner Hut von Panamastroh im Werthe von mindestens fünfhundert Piastern schützte sein Haupt vor den Strahlen der untergehenden Sonne. Er rauchte eine Maiscigarette und schien den Vorsitz bei dem Schauspiele zu führen.

Es war ein vornehm aussehender Cavalier, dessen hohe, schlanke und vollkommen ebenmäßige Gestalt, wohlgebildeten und entschiedenen Gesichtszüge den Charakter der Ehrenhaftigkeit, des Muthes und vor Allem eines eisernen Willens trugen. Seine großen, schwarzen, von dichten Augenbrauen beschatteten Augen waren unaussprechlich sanft, aber wenn ein etwas heftiger Aerger seinen braunen Teint röthlich färbte, so nahm sein Blick eine Festigkeit und Kraft an, welche Niemand ertragen konnte und vor der auch der Kühnste wankte und zitterte.

Die Zartheit der Hände und Füße und vor Allem das aristokratische Ansehen seiner ganzen Person verriethen auf den ersten Blick den Mann von reiner und edler kastilianischer Herkunft.

Und dieser Mann war in der That Don Ramon Garillas de Saavedra, der Besitzer der Ha-

cienda del Milagro, welche wir eben beschrieben haben.

Don Ramon Garillas stammte von einer spanischen Familie ab, deren Oberhaupt einer der vorzüglichsten Officiere des Ferdinand Cortez gewesen und der sich nach der merkwürdigen Eroberung jenes genialen Abenteurers in Mexiko niedergelassen hatte.

Im Besitz eines fürstlichen Vermögens, aber von der spanischen Regierung wegen seiner Verheirathung mit einer Frau aus aztekischem Stamme zurückgesetzt, hatte er sich ausschließlich der Bebauung seiner Ländereien und der Verbesserung seiner weitläufigen Besitzungen gewidmet.

Nach siebzehnjähriger Ehe sah er sich an der Spitze einer zahlreichen, aus sechs Knaben und drei Mädchen bestehenden Familie, neun Kinder im Ganzen, von denen Rafael, den wir den Vaquero so gewandt haben tödten sehen, der Aelteste war.

Die Ehe des Don Ramon und der Donna Jesusita war nur eine Convenienzheirath gewesen, welche rein aus Vermögensrücksichten geschlossen wurde, sie aber dennoch verhältnißmäßig glücklich gemacht hatte. Wir haben gesagt: verhältnißmäßig, weil, da das junge Mädchen das Kloster nur verlassen hatte, um sich zu verheirathen, nie Liebe zwischen ihnen bestand, aber durch eine zärtliche und aufrichtige Zuneigung ersetzt wurde.

Donna Jesusita verwendete ihre Zeit auf die nöthige

Sorge für ihre Kinder in Mitten ihrer indianischen Frauen: ihr Mann seinerseits, den die Pflichten des Landedelmannes gänzlich in Anspruch nahmen, befand sich beinahe immer unter seinen Vaqueros, Peons und Jägern. Er sah seine Frau nur wenige Minuten während der Mahlzeiten und blieb manchmal Monate lang entfernt, um an den Ufern des Rio Gila zu jagen.

Wir müssen jedoch hinzufügen, daß Don Ramon in seiner Abwesenheit sowohl, wie seiner Gegenwart, mit der größten Sorgfalt darauf bedacht war, daß seiner Frau zu ihrem Wohlergehen Nichts mangele und daß jede ihrer geringsten Launen befriedigt werde, wobei er weder Geld noch Mühe sparte, um ihr zu verschaffen, was sie zu wünschen schien.

Donna Jesusita besaß hinreißende Schönheit und engelhafte Sanftmuth; sie schien die Lebensweise, — in welche sie ihr Mann gezwungen hatte, sich zu fügen — wenn nicht mit Freude – doch ohne gar zu große Mühe zu ertragen; aber in der Tiefe ihres großen, schmachtenden Auges, in der Blässe ihrer Züge und ganz besonders in der schwermüthigen Wolke, welche beständig ihre schöne, mattweiße Stirne beschattete, konnte man ohne Mühe errathen, daß eine glühende Seele in dieser reizenden Natur verschlossen sei und daß das Herz, welches sich selbst nicht kannte, seine Gedanken alle auf ihre Kinder gewendet habe und dieselben mit der jungfräulichen Kraft der mütter-

lichen Liebe, der schönsten und heiligsten von allen, anzubeten.

Don Ramon, der stets gütig und zuvorkommend gegen seine Frau war, die er kennen zu lernen versucht hatte, besaß ein Recht, sie für das glücklichste Geschöpf der Welt zu halten, und das war sie, seitdem Gott sie zur Mutter gemacht hatte, wirklich.

Die Sonne war seit Kurzem untergegangen, der Himmel verlor allmälig seine Purpurfarbe und verfinsterte sich immer mehr, schon fingen einige Sterne an, am Himmel aufzublitzen, und der Abendwind erhob sich mit einer Kraft, welche für die Nacht eines jener furchtbaren Gewitter verkündete, wie sie in jenen Gegenden oft ausbrechen.

Der Mayoral rief, nachdem er das übrige Vieh sorgfältig in die Umzäunung hatte einschließen lassen, die Vaqueros und Peons zusammen und nun gingen Alle nach der Hacienda, wo ihnen die Tischglocke verkündete, daß die Stunde der Ruhe endlich gekommen sei.

Als der Majordomo, als der Letzte, grüßend an seinem Herrn vorüberging, fragte ihn dieser:

„Nun, Eusebio, wie viel haben wir dieses Jahr Köpfe?“

„Vierhundertundfünfzig, mi amò — mein Gebieter —,“ antwortete der Mayoral, ein großer, hagerer Mann mit grauem Kopfe und einem verbrannten Gesichte, welches einem Stück Leder glich, indem er sein

d den Hut abzog; „das heißt fünf-
se mehr als im vorigen Jahre; unsere
aguare und Apachen haben uns dieses
Schaden zugefügt."
ich Euch zu verdanken, Eusebio," antwor-
on, „Euere Wachsamkeit ist außerordentlich
ch werde Euch dafür zu belohnen wissen."
undliche Wort, welches Ew. Gnaden mir
ist meine schönste Belohnung," erwiderte
, über dessen harte Züge ein Lächeln der
t flog, „muß ich nicht über Euer Eigen-
so gut wachen, als wenn es das Meine

.," sagte der Edelmann bewegt und drückte
seines Dieners, „ich weiß daß Ihr mir treu
eid."
f Tod und Leben, Herr, meine Mutter hat
it Ihrer Milch genährt, ich gehöre Euch und
Familie an."
.ommt! kommt!" sagte der Hacendero heiter, „das
essen ist bereit, die Sennora wird bereits am
sein, lassen wir sie nicht länger warten."
Darauf traten Beide in den Patio und Eusebio,
ihn Don Ramon genannt hatte, schickte sich an,
er es jeden Abend that, die Thüren zu schließen.
Währenddem trat Don Ramon in den Speise-
der Hacienda, wo sämmtliche Vaqueros und die
ns versammelt waren.

In der Mitte des Speisesaales stand ein ungeheurer Tisch, welcher das ganze Centrum ausfüllte; rings um denselben standen mit Leder bezogene Holzbänke, und zwei geschnitzte Fauteuils, die für Don Ramon und die Sennora bestimmt waren. Hinter den Fauteuils hing ein aus Elfenbein geschnitztes, vier Fuß hohes Crucifix an der Wand, zwischen zwei Bildern, von denen das eine Jesus auf dem Oelberge und das andere die Bergpredigt darstellte. Hie und da zeigten sich die Köpfe von Jaguaren, Büffeln oder Hirschen an den geweißten Wänden, welche der Hacendero auf der Jagd erlegt hatte.

Die Tafel war mit Lahua, einem dicken, aus Maismehl und Fleisch bestehenden Brei, Puchero oder Olla Podrida und Pepian reich besetzt; Flaschen mit Mezcal und mit Wasser standen in gemessenen Entfernungen.

Auf ein Zeichen des Hacendero begann die Mahlzeit.

Das Gewitter, welches gedroht hatte, brach bald gewaltig los.

Der Regen fiel in Strömen, alle Secunden zuckten fahle Blitze über den Himmel, vor denen die Lichter erbleichten, und verkündeten die gewaltigen Schläge des Donners.

Gegen das Ende der Mahlzeit erlangte der Sturm eine solche Heftigkeit, daß das Rasen der Elemente das Geräusch der Stimmen übertönte.

Der Donner rollte mit entsetzlicher Gewalt, ein

Windstoß riß ein Fenster auf und drang in den Saal, alle Lichter verlöschten und Jeder bekreuzte sich furchtsam.

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke an der Thüre der Hacienda mit krampfhaftem Tone und eine Stimme, in welcher nichts Menschliches war, rief zu zwei verschiedenen Malen:

„Hülfe! Hülfe!“

„Beim Blute des Heilandes!“ rief Don Ramon aus und eilte aus dem Saale, „es wird Jemand in der Ebene ermordet.“

Zwei Schüsse ertönten fast zu gleicher Zeit, ein Schmerzensschrei ließ sich hören und dann kehrte Alles in ein düsteres Schweigen zurück. Plötzlich erhellte ein fahler Blitz die Dunkelheit, der Donner brach mit entsetzlichem Lärm los und Don Ramon erschien wieder auf der Schwelle der Saalthüre, mit einem Ohnmächtigen in den Armen. Man setzte den Fremden auf einen Stuhl und versuchte, ihn wieder zu sich zu bringen.

Weder das Gesicht noch die Kleidung des Mannes war besonders merkwürdig und dennoch konnte Rafael der älteste Sohn Don Ramon's, in seinem Anblick ein Zeichen des Schreckens nicht unterdrücken und sein Gesicht wurde leichenblaß.

„O!“ murmelte er leise, „Don Juez de Letras!“ . . .

Es war in der That der würdige Richter, welchen

wir in so glänzendem Aufzuge haben Hermosillo verlassen gesehen.

Sein langes, vom Regen durchnäßtes Haar fiel auf seine Brust herab, seine Kleidung hing unordentlich an seinem Leibe herum, war an manchen Stellen zerrissen und befleckt.

Seine Rechte umspannte krampfhaft den Kolben einer abgefeuerten Pistole.

Auch Don Ramon hatte Don Juez de Letras erkannt und seinem Sohne unwillkürlich einen Blick zugeworfen, welchen dieser nicht ertragen konnte.

In Folge der umsichtigen Pflege, welche ihm Donna Jesusita und ihre Frauen ertheilten, kam der Richter wieder zu sich; er stieß einen tiefen Seufzer aus, öffnete die starren Augen, ohne jedoch etwas zu sehen und kehrte allmälig zur Besinnung zurück.

Plötzlich färbte eine tiefe Röthe seine eben noch so bleiche Stirn, sein Auge blitzte, richtete auf Rafael einen Blick, der ihn in unbezwinglicher Furcht an den Boden fesselte, stand mühsam auf und ging auf den jungen Mann, der ihn kommen sah, ohne daß er versucht hätte, ihm auszuweichen, legte ihm schwer die Hand auf die Schulter, wandte sich dann zu den entsetzten Peons, welche die seltsame Scene betrachteten, ohne sie zu verstehen, und sagte mit feierlicher Stimme:

„Ich, Don Inigo tormentos d'Albaceyte, Juez

de Letras der Stadt Hermosillo, verhafte im Namen des Königs diesen des Mordes überführten Mann" ..

„Gnade!" rief Rafael aus, indem er auf die Kniee sank und verzweiflungsvoll die Hände faltete.

„Wehe!" . . . . . murmelte die arme Mutter und brach ohnmächtig zusammen.

III.

Das Gericht.

Am andern Morgen ging die Sonne strahlend am Himmel auf.

Das nächtliche Gewitter hatte den jetzt mattblauen Himmel vollständig gereinigt die Vögel zwitscherten verjüngt unter ihrem Blätterdache, und die junge Natur hatte ihr festliches Gewand wieder angelegt.

Die Glocke erschallte in heiteren Tönen in der Hacienda del Milagro, die Peons fingen an, sich nach allen Richtungen hin zu zerstreuen; einige führten die Pferde nach dem Patio, andere trieben das Vieh auf die künstlichen Wiesen, wieder andere begaben sich auf das Feld, die letzten endlich waren damit beschäftigt im Patio die Kühe zu melken und die, durch das Gewitter angerichteten Verheerungen wieder auszubessern.

Die einzigen Spuren, welche das nächtliche Unwetter

hinterlassen hatte, waren zwei prächtige Jaguare, welche todt ohnweit der halb verzehrten Leiche eines Pferdes vor der Thüre der Hacienda lagen.

Eusebio, der im Patio auf und abging, um die Beschäftigung eines Jeden zu überwachen, ließ das reiche Geschirr des Pferdes reinigen, und befahl, daß man den Jaguaren das Fell abziehe.

Dies war in einem Augenblicke geschehen.

Aber Eusebio war besorgt, denn Don Ramon, welcher gewöhnlich der Erste war, der in der Hacienda das Bett verließ, hatte sich noch nicht gezeigt.

Am vorigen Abend hatte der Hacendero, nach der von dem Juez de Letras ausgesprochene Beschuldigung gegen seinen ältesten Sohn, seinem Diener befohlen, sich zu entfernen. Dann, trotz der Thränen und Bitten seiner Frau, ihn eigenhändig gefesselt und Don Inigo d'Albaceyte in ein entlegenes Zimmer der Hacienda geführt, wo Beide bis tief in die Nacht eingeschlossen blieben.

Was war bei dieser Unterredung, in welcher das Schicksal Rafael's sicherlich entschieden wurde, beschlossen worden? Niemand wußte es, Eusebio eben so wenig wie die Anderen.

Dann, war Don Ramon — nachdem er Don Inigo nach einem, für ihn bereiteten Zimmer geführt und ihm eine Gute Nacht gewünscht hatte, zu seinem Sohne zurückgekehrt, neben welchen die arme Mutter noch immer weinend saß; ohne ein Wort zu sprechen,

hatte er den Knaben in seine Arme genommen und in sein Schlafgemach getragen, wo er ihn neben seinem Bette an den Boden legte. Hierauf hatte der Hacendero die Thüre verschlossen, zwei Pistolen neben sein Bett gehängt, sich auf sein Lager ausgestreckt und, während sich Vater und Sohn in der Dunkelheit wilde Blicke zuwarfen, und die arme Mutter vor der Schwelle dieses Zimmers kniete, das zu betreten ihr untersagt war, und stumm über ihren Erstgeborenen weinte, der ihr, wie sie furchtbar ahnte, auf ewig entrissen werden sollte, verstrich die Nacht.

„Hm!“ murmelte der Mayoral für sich, indem er gedankenvoll seine erloschene Cigaretta im Munde hielt, „was wird aus alle dem werden? Don Ramon ist der Mann nicht dazu, daß er verzeiht: er wird seiner Ehre nichts vergeben. Wird er seinen Sohn den Gerichten überliefern? o! nein! aber was wird er sonst thun?“

So weit war der würdige Mayoral mit seinen Betrachtungen gediehen, als Don Inigo Albaceyte und Don Ramon im Patio erschienen.

Die Gesichter der beiden Männer waren ernst, besonders das des Hacendero war düster wie die Nacht.

„Eusebio,“ sagte Don Ramon kurz, „laßt ein Pferd satteln und gebet diesem Kavalier vier Mann als Bedeckung mit nach Hermosillo.“

Der Mayoral verneigte sich ehrfurchtsvoll und gab sogleich die nöthigen Befehle.

„Ich danke Ihnen tausend Mal,“ fuhr Don Ra-

mon zu dem Richter gewendet fort, „Sie retten die Ehre meines Hauses."

„Danken Sie mir nicht, Sennor," antwortete Don Inigo, „ich kann Ihnen schwören, daß, als ich gestern Abend die Stadt verließ, ich keineswegs die Absicht hatte, Ihnen gefällig zu sein."

Der Hacendero machte eine Bewegung.

„Versetzen Sie sich an meine Stelle, ich bin vor allen Dingen Criminalrichter; Jemand sticht einen Menschen nieder, es war ein erbärmlicher Bursche, das gebe ich zu, aber doch ein Mensch, wenn auch von der schlimmsten Sorte, der Mörder ist bekannt, er reitet am hellen Tage, vor Aller Augen, mit unglaublicher Frechheit im Galopp durch die Stadt, — was konnte ich thun? — ihn verfolgen, — und das habe ich unverzüglich gethan."

„Das ist wahr," murmelte Don Ramon mit gesenktem Haupte.

„Und das ist mir schlecht genug bekommen; die Schlingel, welche mich begleiteten, haben mich, als das Gewitter am heftigsten war, wie ächte Memmen verlassen, um sich, Gott weiß wo, zu verkriechen; um das Unglück zu vollenden, wurde ich von zwei Jaguars, übrigens prächtigen Thieren, verfolgt, daß ich wie ein Klumpen an Ihrer Thüre niederstürzte; den einen habe ich allerdings erlegt, aber der andere war sehr nahe daran, mich zu verschlingen, als Sie mir zu Hülfe kamen. Konnte ich darauf den Sohn des

Mannes, der mir das Leben mit Gefahr des Seinigen gerettet hatte, verhaften? Das wäre ja der schwärzeste Undank gewesen."

„Nochmals Dank."

„Nicht doch, wir haben uns mit einander abgefunden, das ist Alles. Ich thue der Paar tausend Piaster, welche Sie mir gegeben, keine Erwähnung, denn sie werden dazu dienen, meinen Spürhunden den Mund zu stopfen; aber glauben Sie mir, Don Ramon, überwachen Sie Ihren Sohn, wenn er noch ein Mal in meine Hände fiele, so weiß ich nicht, ob ich ihn wieder retten könnte."

„Seien Sie ganz ruhig, Don Inigo, denn mein Sohn wird nicht wieder in Ihre Hände fallen."

Der Hacendero sprach diese Worte in so düsterem Tone, daß sich der Richter erschrocken umwandte.

„Bedenken Sie wohl, was Sie thun wollen!" sagte er.

„O! fürchten Sie nichts," antwortete Don Ramon, „ich werde nur, da ich nicht will, daß mein Sohn das Schaffot besteige und meinen Namen besudele, dafür sorgen, daß es nicht geschehen könne."

In diesem Augenblicke wurde das Pferd vorgeführt. Der Juez de Letras schwang sich in den Sattel.

„Leben Sie wohl, Don Ramon," sagte er mit milder Stimme, „seien Sie vorsichtig, der junge Mann kann sich noch bessern, er hat heißes Blut, das ist Alles."

„Lebt wohl, Don Inigo Albaceyte,“ antwortete der Hacendero in kurzem Tone, welcher keine Erwiderung erlaubte.

Der Richter schüttelte den Kopf, gab seinem Pferde die Sporen und entfernte sich im scharfen Trabe mit seiner Bedeckung, nachdem er dem Hacendero einen letzten Abschied zugenickt.

Dieser folgte ihm mit den Augen, so lange er ihn sehen konnte, dann ging er mit großen Schritten in die Hacienda zurück.

„Eusebio,“ sagte er zu dem Mayoral, „läutet die Glocke, damit sich die Peons und die anderen Diener der Hacienda versammeln.“

Nachdem der Mayoral seinen Herrn erstaunt angesehen, beeilte er sich, den erhaltenen Befehl auszuführen.

„Was soll das Alles bedeuten?“ sagte er.

Die Arbeiter des Gutes beeilten sich, beim Tone der Glocke herbeizukommen, da sie nicht wußten, was dieser ungewöhnliche Ruf zu bedeuten habe.

Sie waren bald Alle in dem großen Gemache, welches als Speisesaal diente, versammelt. Das tiefste Schweigen herrschte unter ihnen. Eine geheime Angst schnürte ihnen das Herz zu. Sie hatten das Vorgefühl eines schrecklichen Ereignisses.

Nachdem sie einige Minuten gewartet hatten, erschien Donna Jesusita, umgeben von ihren Kindern, mit Ausnahme Rafael's, und nahm auf einer, am Ende des Saales errichteten Estrade, Platz. Ihr Gesicht

war blaß, und ihre gerötheten Augen verriethen, daß sie geweint habe.

Don Ramon erschien.

Er trug einen vollständigen Anzug von schwarzem Sammet ohne Stickerei, eine schwere, goldene Kette hing auf seine Brust herab, ein schwarzer, breitkrempiger Filzhut, welchen eine Adlerfeder zierte, bedeckte seinen Kopf, ein langer Degen, mit bronzirtem Griffe, hing an seiner linken Seite.

Seine Stirn war mit Runzeln bedeckt und die schwarzen Augen schienen unter den zusammengezogenen Brauen Blitze hervorzuschießen.

Ein Beben durchlief die Reihen der Versammlung. Don Ramon Garillas trug sein richterliches Kleid.

So sollte denn Gericht gehalten werden?

Aber, über wen?

Nachdem sich Don Ramon zur Rechten seiner Frau niedergelassen hatte, gab er ein Zeichen.

Der Mayoral entfernte sich, und trat bald darauf, von Rafael gefolgt, wieder ein.

Der junge Mann erschien ohne Kopfbedeckung, die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden.

Er stellte sich mit niedergeschlagenen Augen und bleichem Gesicht vor seinen Vater, den er ehrfurchtsvoll begrüßte.

Zu der Zeit, wo sich unsere Geschichte ereignete, hatten die Häupter der Familien, besonders in den von größeren Städten entfernten Gegenden,

welche den fortwährenden Einfällen der Indianer ausgesetzt waren, jene patriarchalische Autorität, welche unsere Civilisation immer mehr und mehr vermindert und vernichtet, in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit erhalten.

Ein Vater war Herrscher in seinem Hause, seine Entscheidungen waren unwiderruflich und wurden ohne Murren und Widerstand vollzogen.

Die Leute des Gutes kannten die Charakterfestigkeit und den unbeugsamen Willen ihres Herrn, sie wußten, daß er nie verzieh, — daß ihm seine Ehre theurer sei als sein Leben, und bereiteten sich daher mit einem unbeschreiblichen Gefühle des Schreckens vor, dem fürchterlichen Drama, welches zwischen Vater und Sohn, vor ihren Augen spielen sollte, beizuwohnen.

Don Ramon erhob sich, ließ einen finstern Blick über die Versammlung gleiten, warf seinen Hut zu seinen Füßen und sagte mit fester und scharf betonter Stimme:

„Hört Alle, ich stamme von einem alten, christlichen Geschlechte, dessen Vorfahren nie ein Verbrechen begangen haben; in meinem Hause hat man stets die Ehre als das größte Gut geachtet. Diese Ehre, welche mir meine Ahnen fleckenlos überliefert haben, und welche rein zu erhalten, ich stets bemüht gewesen bin, ist durch meinen erstgeborenen Sohn, den Erben meines Namens unauslöschlich befleckt worden. Er hat gestern in Hermosillo in Folge eines Streites in einer Spielhölle, ein Haus auf die Gefahr hin, die ganze

Stadt einzuäschern, in Brand gesteckt, und als ein Mann sich seiner Flucht widersetzen wollte, hat er ihn erdolcht. Was soll man von einem Knaben, der in so früher Jugend die Eigenschaften der wilden Thiere gezeigt, halten? Es soll Recht gesprochen werden, und bei Gott, — ich werde es sprechen und zwar streng!"

Nach diesen Worten kreuzte Don Ramon die Arme über der Brust und schien sich zu sammeln.

Keiner wagte es, eine Bitte für den Angeklagten auszusprechen; Alle standen mit gesenktem Haupte und stockendem Athem da.

Rafael wurde von den Dienern des Hauses, wegen seiner Kühnheit, welche keine Hindernisse kannte, seiner Geschicklichkeit, ein Pferd zu regieren und alle Waffen zu handhaben, und besonders wegen der Offenheit und Güte, welche die Grundzüge seines Charakters bildeten, geliebt. In jenem Lande besonders, wo ein Menschenleben so wenig geachtet wird, war ein Jeder im Innern geneigt, den jungen Mann zu entschuldigen und in der begangenen That nur die Hitze des Blutes und die Hitze des Zornes zu sehen. —

Donna Jesusita erhob sich: sie hatte sich dem Willen ihres Gatten, den sie seit langen Jahren zu ehren gewohnt war, stets ohne Murren unterworfen; schon der Gedanke einer Widersetzlichkeit gegen ihn machte sie zittern und erschreckte sie, aber alle liebenden Kräfte ihrer Seele hatten sich in ihrem Herzen vereinigt, sie betete ihre Kinder an, besonders Rafael, dessen ungestümer

Charakter mehr als die anderen der Sorgfalt einer Mutter bedurfte.

„Herr," sagte sie mit thränenerstickter Stimme zu ihrem Gatten, „bedenke, daß Rafael Dein Erstgeborener ist, daß sein Fehler, so groß er auch ist, doch nicht als unverzeihlich von Dir betrachtet werden sollte, daß Du sein Vater bist, und daß ich! ich!" fügte sie hinzu, indem sie auf die Kniee sank, die Hände faltete und in Thränen ausbrach, „Dein Mitleid anflehe; Gnade, Herr! Gnade für meinen Sohn."

Don Ramon hob seine Gattin, deren Gesicht von Thränen überströmt wurde, kalt wieder auf, und nachdem er sie genöthigt, sich wieder auf ihren Stuhl zu setzen, sagte er:

„Gerade als Vater muß mein Herz mitleidslos sein! ... Rafael ist ein Mörder und Brandstifter, er ist nicht mehr mein Sohn!"

„Was willst Du thun?" rief Donna Jesusita voll Entsetzen aus.

„Was kümmert Dich das?" antwortete Don Ramon heftig, „die Sorge für meine Ehre geht mich allein an; genug, wenn ich Dir sage, daß dieses Vergehen das letzte sein wird, welches Dein Sohn begeht."

„O!" sagte sie entsetzt, „willst Du sein Henker sein! ..."

„Ich bin sein Richter," erwiderte der unbeugsame Edelmann mit furchtbarer Stimme. „Eusebio, sattele zwei Pferde."

„Mein Gott! mein Gott!“ rief die unglückliche Frau und flog zu ihrem Sohne, den sie fest in die Arme schloß, „kommt mir denn Niemand zu Hülfe?“

Alle Anwesenden waren ergriffen. Selbst Don Ramon konnte eine Thräne nicht zurückhalten.

„O!“ rief die Mutter, mit wahnsinniger Freude, „er ist gerettet! Gott hat das Herz dieses eisernen Mannes erweicht!“

„Du irrst,“ unterbrach sie Don Ramon, indem er sie heftig zurückstieß; „Dein Sohn gehört mir nicht mehr, er gehört meiner Gerechtigkeit!“

Dann richtete er einen Blick, so kalt wie eine Stahlklinge auf seinen Sohn:

„Don Rafael,“ sagte er in einem Tone, vor dessen schrecklichem Ausdrucke der junge Mann unwillkürlich erbebte, „von diesem Augenblicke gehörst Du nicht mehr der Gesellschaft an, die Du durch Dein Verbrechen in Schrecken gesetzt hast; ich verurtheile Dich, unter den wilden Thieren zu leben und zu sterben.“

Bei diesem fürchterlichen Ausspruche that Donna Jesusita einige wankende Schritte und sank nieder.

Sie war ohnmächtig.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Rafael die Gefühle, welche ihn bewegten, mit großer Anstrengung zurückgedrängt, aber jetzt konnte er sich nicht länger beherrschen; er stürzte sich in Thränen ausbrechend auf seine Mutter und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus.

„Meine Mutter! meine Mutter!“

„Komm!“ sagte Don Ramon, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

Der Knabe blieb stehen und schwankte wie ein Trunkener.

„Seht! Herr! seht doch!“ rief er mit herzzerreißenden Schluchzen, „meine Mutter stirbt!“

„Du hast sie getödtet,“ sagte der Hacendero kalt.

Rafael wandte sich um, als habe ihn eine Schlange gebissen; er warf einen seltsamen Blick auf seinen Vater, und sagte mit zusammengepreßten Zähnen und todtenbleicher Stirn zu ihm:

„Tödte mich, Herr, denn ich schwöre Dir, daß wie Du ohne Erbarmen gegen mich und meine Mutter gewesen bist, ebenso werde ich, wenn ich am Leben bleibe, später ohne Erbarmen gegen Dich sein.“

Don Ramon warf ihm einen Blick der Verachtung zu.

„Komm!“ sagte er.

„Ich komme!“ erwiderte der Knabe mit fester Stimme.

Donna Jesusita, welche anfing die Besinnung wieder zu erhalten, bemerkte wie im Traume die Entfernung ihres Sohnes.

„Rafael! Rafael!“ rief sie mit durchdringender Stimme.

Der junge Mann zauderte einen Augenblick, eilte dann mit einem Satze zu ihr, küsste sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, und sagte, indem er zu seinem Vater zurückkehrte:

„Jetzt kann ich sterben, ich habe Abschied von meiner Mutter genommen.“

Sie entfernten sich.

Die, von dieser Scene erschütterten, Anwesenden trennten sich, ohne den Muth zu haben, sich ihre Eindrücke mitzutheilen, aber von tiefem Schmerz erfüllt. Die arme Mutter war unter den Liebkosungen ihres Sohnes wieder ohnmächtig geworden.

IV.

Die Mutter.

Zwei Pferde, welche Eusebio am Zügel hielt, warteten vor der Thüre der Hacienda.

„Soll ich Ew. Gnaden begleiten?" fragte der Majordomo.

„Nein!" antwortete der Hacendero kurz.

Er schwang sich in den Sattel und legte seinen Sohn quer vor sich hin.

„Führe das zweite Pferd wieder hinein," sagte er, „ich brauche es nicht."

Darauf drückte er seinem Pferde, welches vor Schmerz wieherte, die Sporen in die Seiten und sprengte in gestrecktem Galopp davon.

Der Mayordomo schüttelte traurig den Kopf und kehrte in den Hof zurück.

Sobald die Hacienda hinter einer Erderhöhung verschwunden war, hielt Don Ramon an, zog ein seidenes Tuch aus der Brust, verband seinem Sohne, ohne

ein Wort mit ihm zu sprechen, die Augen und ritt weiter.

Dieser Ritt durch die Einöde dauerte lange. Er hatte etwas Düsteres, das die Seele erkältete.

Der schwarzgekleidete Reiter, der schweigend über den Sand glitt und einen gefesselten Knaben, dessen krampfhafte Zuckungen und Bewegungen allein verriethen, daß er lebe, vor sich auf dem Sattel liegen hatte, bot einen seltsamen und unheimlichen Anblick, vor welchem sich der Kühnste entsetzt haben würde.

Es vergingen viele Stunden, ohne daß zwischen Vater und Sohn auch nur ein Wort gewechselt worden wäre; die Sonne begann am Horizonte zu sinken, schon blitzten einige Sterne am dunklen Blau des Himmels, doch das Pferd lief noch immer dahin.

Die Einöde nahm mit jedem Augenblicke einen traurigeren und wilderen Charakter an; jede Spur von Vegetation war verschwunden; nur hie und da bedeckten Haufen von Knochen, welche die Zeit gebleicht hatte, gleich fahlen Flecken, den Sand, — die Raubvögel umkreis'ten den Reiter langsam und mit heiserem Geschrei und in den geheimnißvollen Tiefen der Chaparals ließen die wilden Thiere beim herannahenden Abend ein dumpfes Geheul als Vorspiel zu ihren düsteren Concerten hören.

In diesen Regionen giebt es keine Dämmerung; sobald die Sonne verschwunden ist, herrscht vollständig Nacht.

Don Ramon galoppirte noch immer.

Sein Sohn hatte keine Bitte an ihn gerichtet und keine Klage laut werden lassen.

Endlich, gegen acht Uhr Abends hielt der Reiter an. Der rasende Ritt hatte bereits zehn Stunden gedauert. Das Pferd röchelte dumpf und stolperte bei jedem Schritte.

Don Ramon warf einen Blick um sich; ein Lächeln der Zufriedenheit flog über seine Lippen.

Die Wüste breitete nach allen Seiten ihre ungeheure Sandfläche aus; nur von einer Seite zeigten sich die ersten Anfänge des Urwaldes und zeichneten ihre Umrisse, die gegen die ganze Landschaft abstachen, gegen den Horizont ab.

Don Ramon stieg vom Pferde, legte seinen Sohn auf den Sand und nahm seinem Pferde den Zaum ab, damit es das Futter, welches er ihm reichte, fressen konnte; nachdem er sich dieser verschiedenen Pflichten mit großer Kaltblütigkeit entledigt, trat er zu seinem Sohne und nahm ihm die Binde von den Augen.

Der Knabe blieb unbeweglich und heftete einen kalten, glanzlosen Blick auf seinen Vater.

„Sennor,“ sagte Don Ramon in kurzem, barschem Tone zu ihm, „Du bist hier mehr als zwanzig Leguas von meiner Hacienda entfernt, in welche Du bei Todesstrafe nie wieder den Fuß setzen darfst; von diesem Augenblicke an, bist Du allein, Du hast weder Vater noch Mutter, noch Verwandte mehr; da Du zum wilden Thiere geworden bist, so verurtheile ich Dich,

unter den wilden Thieren zu leben; mein Entschluß ist unerschütterlich, Deine Bitten können daran nichts mehr ändern, verschone mich daher damit."

„Ich bitte Dich nicht," antwortete der Knabe mit dumpfer Stimme; „den Henker bittet man nicht."

Don Ramon zuckte zusammen, er ging einige Mal mit fieberhafter Aufregung auf und ab, faßte sich jedoch sogleich und fuhr fort:

„Hier in diesem Sack befinden sich Lebensmittel auf zwei Tage; ich lasse Dir auch diese gezogene Büchse, die in meiner Hand niemals ihr Ziel verfehlt hat; ferner gebe ich Dir diese Pistolen, dieses Machete dieses Messer, dieses Beil, Pulver und Kugeln in diesen Büffelhörnern; in dem Sack mit Lebensmitteln wirst Du auch einen Feuerstahl und alles Nöthige, um Feuer anzuzünden, finden; die Bibel Deiner Mutter habe ich ebenfalls beigelegt. Du bist für die Gesellschaft, in welche Du niemals zurückkehren darfst, gestorben; die Wüste liegt vor Dir, sie gehört Dir; ich habe keinen Sohn mehr, lebe wohl! Gott sei Dir gnädig; zwischen uns ist hienieden Alles aus; Du bist allein und ohne Angehörige, nun ist es an Dir, ein neues Dasein zu beginnen und für Dich selbst zu sorgen. Die Vorsehung verläßt Diejenigen, die ihr vertrauen, nie; sie allein wird von nun an allein über Dich wachen."

Nachdem er diese Worte gesprochen, zäumte Don Ramon mit unbewegtem Gesicht sein Pferd wieder auf,

gab seinem Sohne die Freiheit wieder, indem er seine Fesseln durchschnitt, schwang sich in den Sattel und sprengte eilig von dannen.

Rafael erhob sich auf den Knieen, neigte den Kopf vor, lauschte ängstlich auf den Galopp des Pferdes auf dem Sande, und folgte mit den Augen dem unheimlichen Schattenbilde, welches sich im Mondscheine schwarz gegen den Himmel abzeichnete, so lange er es erkennen konnte; als der Reiter in der Dunkelheit verschwunden war, führte der Knabe die Hand an seine Brust und rief mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verzweiflung:

„Meine Mutter! ... meine Mutter! ...“

Dann sank er auf den Sand.

Er war ohnmächtig.

Nachdem Don Ramon eine ziemlich lange Zeit im Galopp fortgeritten war, begann er allmählig und wie unwillkürlich, die Schnelligkeit des Laufes seines Pferdes zu mäßigen und den fernen Tönen der Wüste zu lauschen, immer ängstlicher horchend, ohne sich selbst recht klar einzugestehen, welche Gründe ihn dazu vermochten; vielleicht aber, in der Hoffnung einen Ruf seines Sohnes zu vernehmen, um zu ihm zurückzukehren. Zweimal zog sogar seine Hand unwillkürlich den Zügel an, als ob er einer inneren Stimme gehorchte, welche ihm gebiete, umzukehren; doch immer behielt sein wilder Familienstolz die Oberhand, und er ritt weiter.

Die Sonne ging eben auf, als Don Ramon in die Hacienda zurückkam.

Zwei Personen standen zu beiden Seiten der Thüre und erwarteten seine Rückkehr.

Die Eine war Donna Jesusita, die Andere der Majordomo.

Als der Hacendero seine Gattin blaß und stumm wie ein Bild der Verzweiflung vor sich stehen sah, schnürte ihm ein Gefühl unbeschreiblicher Trauer das Herz zusammen; er wollte vorüberreiten.

Donna Jesusita trat zwei Schritte vor und faßte den Zügel des Pferdes:

„Don Ramon,“ sagte sie angstvoll, „was hast Du mit meinem Sohne gemacht?“

Der Hacendero antwortete nicht; beim Anblicke des Schmerzes seiner Gattin fühlte er, wie sein Herz vor Reue in seiner Brust bebte, und fragte sich im Geiste, ob er wirklich das Recht habe, so zu handeln, wie er es gethan.

Donna Jesusita wartete vergebens auf Antwort. Don Ramon blickte seine Frau an; er entsetzte sich, als er die tiefen Furchen entdeckte, welche der Kummer auf diesem Gesichte gezogen, das noch wenige Stunden vorher so still und ruhig gewesen war.

Die edle Frau war leichenblaß; ihre verzerrten Züge hatten eine unglaubliche Starrheit; ihre Augen brannten in fieberhaftem Glanze, waren roth und trocken und von so tiefen, dunkeln Rändern umgeben, daß sie eingesunken

und übermäßig groß erschienen; auf ihren Wangen zeigte ein roth unterlaufener Fleck die Spur der Thränen, welche nun versiegt waren; sie konnte nicht mehr weinen, ihre Stimme war rauh und abgerissen, ihre Brust hob sich schmerzhaft unter ihrem fliegenden Athem.

Nachdem sie einige Augenblicke auf eine Antwort auf ihre Frage gewartet hatte, wiederholte sie:

„Don Ramon, was hast Du mit meinem Sohne gemacht?“

Der Hacendero wandte verlegen den Kopf zur Seite.

„O! Du hast ihn getödtet!“ stieß sie mit einem gellenden Schrei aus.

„Nein! ...“ antwortete er voll Schrecken über ihren Schmerz und mußte zum ersten Male das Ansehen einer Mutter anerkennen, welche Rechenschaft über das Schicksal ihres Kindes fordert.

„Was hast Du mit ihm angefangen?“ fuhr sie dringender fort.

„Später,“ sagte er, „wenn Du ruhiger sein wirst, sollst Du Alles erfahren.“

„Ich bin ruhig,“ erwiderte sie, „warum heuchelst Du ein Mitleid, welches Du nicht empfindest? Mein Sohn ist todt, und Du hast ihn umgebracht!“

Don Ramon stieg vom Pferde.

„Jesusita,“ sagte er zu seiner Gattin, indem er ihre Hände erfaßte und sie zärtlich anblickte, „ich schwöre Dir, bei Allem, was mir das Heiligste auf der

Welt ist, daß Dein Sohn lebt; ich habe nicht ein Haar auf seinem Haupte gekrümmt."

Die arme Mutter schien einige Augenblicke nachzudenken.

„Ich glaube Dir," sagte sie nach einiger Zeit; „was ist aus ihm geworden?"

„Nun," fuhr er zaudernd fort, „da Du Alles wissen willst, so erfahre, daß ich Deinen Sohn zwar in der Wüste verlassen habe ... doch mit allen Mitteln, um für seine Sicherheit und Bedürfnisse zu sorgen."

Donna Jesusita schreckte auf, ein krampfhaftes Zittern erfaßte ihre Glieder.

„Du bist barmherzig gewesen," sagte sie im schneidendem Tone und mit bitterem Spotte; „Du bist gegen einen sechszehnjährigen Knaben barmherzig gewesen, Don Ramon; da es Dir widerstand, Deine Hände mit seinem Blute zu beflecken, so hast Du es vorgezogen, dies den Indianern und wilden Thieren, welche allein jene Wildniß der Wüste bewachen, zu überlassen.

„Er war schuldig!" antwortete der Hacendero mit leiser aber fester Stimme.

„Ein Kind ist für Diejenige, welche es unter dem Herzen getragen und mit ihrer Milch genährt hat, niemals schuldig," sagte sie mit Kraft. „Sehr wohl, Don Ramon, Du hast Deinen Sohn verurtheilt, ich werde ihn retten."

„Was willst Du thun?“ sagte der Hacendero, erschrocken über die Entschlossenheit, welche in den Augen seiner Gattin blitzte.

„Was kümmert es Dich, Don Ramon? ich werde meine Pflicht thun, wie Du geglaubt hast, die Deine thun zu müssen! Gott wird zwischen uns richten! Zittere, daß er nicht einst Rechenschaft von dem Blute Deines Sohnes von Dir fordere.“

Don Ramon beugte unter diesem Fluche das Haupt; er ging blaß und von bitterer Reue zerrissen langsam in die Hacienda zurück.

Donna Jesusita folgte ihm eine Secunde lang mit den Augen.

„O!“ rief sie aus, „mein Gott! gieb, daß ich noch zu rechter Zeit komme!“

Dann ging sie, von Eusebio gefolgt, hinaus.

Zwei Pferde erwarteten sie, hinter einer Baumgruppe versteckt. Sie stiegen auf.

„Wohin reiten wir, Sennora?“ fragte der Majordomo.

„Meinen Sohn zu suchen!“ antwortete sie mit lauter Stimme.

Die Hoffnung schien sie umgewandelt zu haben. Eine tiefe Röthe färbte ihre Wangen; ihre schwarzen Augen blitzten.

Eusebio band vier prächtige Jagdhunde, die in jener Gegend Rastreros genannt werden und zum Aufspüren des Wildes dienen, los, ließ sie an ein

Hemde, welches Rafael getragen hatte, riechen; die Hunde folgten der Spur mit lautem Gebell, Eusebio und Donna Jesusita jagten ihnen nach, indem sie einander einen Blick der Hoffnung zuwarfen.

Die Hunde folgten der Spur ohne Mühe, sie ging gerade und ohne Abweichung vorwärts; und sie ruhten daher keinen Augenblick.

Als Donna Jesusita die Stelle erreichte, wo Rafael von seinem Vater verlassen worden waren, fanden sie den Platz leer! ... der Knabe war verschwunden.

Die Spuren seines Aufenthaltes waren noch sichtbar. Die letzten Kohlen eines Feuers glimmten eben noch, Alles zeigte an, daß Rafael den Ort, seit kaum einer Stunde verlassen habe.

„Was ist nun zu thun?“ fragte Eusebio mit Angst.

„Vorwärts!“ antwortete Donna Jesusita entschlossen, drückte ihrem Pferde, welches vor Schmerz wieherte, die Sporen in die Seiten und begann ihren rasenden Lauf von Neuem.

Eusebio folgte ihr.

Am Abend desselben Tages herrschte die größte Bestürzung in der Hacienda del Milagro.

Donna Jesusita und Eusebio waren nicht zurückgekehrt.

Don Ramon ließ Alle zu Pferde steigen.

Die Vaqueros und Peons begannen, mit Fackeln versehen, eine sorgfältige Nachforschung, um ihre Herrin und den Majordomo zu suchen.

Die ganze Nacht verstrich, ohne zu einem befriedigenden Ergebniß zu führen.

Bei Tagesanbruch fand man das Pferd der Donna Jesusita halb zerfleischt in der Wüste. Das Sattelzeug und Geschirr fehlte.

Das Erdreich, welches rings um die Leiche des Pferdes lag, schien der Schauplatz eines wüthenden Kampfes gewesen zu sein.

Don Ramon befahl voll Verzweiflung den Rückzug an.

„Mein Gott!“ rief er aus, als er die Hacienda wieder betrat, „fängt meine Strafe schon an!“

Es vergingen Wochen, Monden, Jahre, ohne daß der geheimnißvolle Schleier, welcher die *schreckliche* Begebenheit verhüllte, gelüftet worden *wäre, und* trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte man von dem Schicksale Rafael's, seiner Mutter und des Eusebio's nichts erfahren.

Erster Theil.

Treuherz.

I.

Die Prairie.

Im Westen der Vereinigten Staaten erstreckt sich mehre hundert Meilen jenseits des Mississippi ein ungeheurer Landstrich, der bis zu jenem Tage unbekannt war und aus unbebautem Lande besteht, auf welchem sich weder die Wohnung des Weißen noch der Hatto des Indianers erhebt.

Diese unermeßliche Wildniß, in der dunkle, von geheimnißvollen wilden Pfaden durchzogene Wälder mit grünen Prairien abwechseln, deren dichtes, hohes Gras von jedem Winde bewegt wird, ist von gewaltigen Wasserströmungen durchzogen, unter denen der große Kanadian, der Arkansas und der Red River die größten sind.

Auf diesem, mit so reichem Pflanzenwuchs bedeckten Gebiete ziehen unzählige Heerden von wilden Pferden, Büffeln, Dammhirschen, Antilopen und jenen Myriaden von Thieren, welche die Civilisation täglich mehr aus den übrigen Theilen von Amerika zurückdrängt, und die in dieser Gegend ihre ursprüngliche Freiheit wiederfinden, umher.

Deshalb haben auch die mächtigsten Indianerstämme ihr Jagdgebiet in jenen Landstrich verlegt.

Die Delawaren, Creeks und Osagen durchstreifen die Grenzen der Wildniß in der Nähe der Amerikanischen Niederlassungen, mit welchen sie allmählig durch schwache Bande der Civilisation vereinigt werden, bekämpfen die Horden der Pawnies, Schwarzfüße, Assiniboins und Comanchen, wilde Völkerschaften, Nomaden der Prairien oder Bergbewohner, welche die Wildniß nach allen Richtungen durchstreifen, deren Besitz sich keine anzumaßen wagt, obgleich sie sich Alle vereinen, um sie zu verheeren, indem sie sich zur Jagd in so großer Anzahl versammeln, als ob es gälte, einen Krieg zu führen.

In der That begegnet man in jener Wildniß jeder Art von Feinden; ohne die wilden Thiere zu rechnen, sind es noch die Jäger, die Trapper und die Räuber, welche den Indianern nicht weniger gefährlich sind, wie deren vierfüßige Landsleute.

Die Prairie, der düstere Schauplatz unaufhörlicher und hartnäckiger Kämpfe, ist daher in der That nur

ein ungeheures Beinhaus, das alljährlich durch einen unbarmherzigen Hinterhaltskrieg, tausende kühner Männer geheimnißvoll verschlingt.

Nichts gleicht der Großartigkeit und Majestät, welchen der Anblick jener Prairien bietet, auf denen die Vorsehung unermeßliche Reichthümer mit vollen Händen gesäet, nichts dem Reiz jener grünen Flächen, dichten Wälder, breiten Ströme; der Reisende fühlt sich von dem melancholischen Gemurmel des Wassers über die Ufer-Kiesel, dem Gesange der im Laube versteckten Tausende von Vögeln, dem Springen der im hohen Grase spielenden Thiere entzückt, angezogen, hingerissen, bis er als Opfer seines Enthusiasmus' in eine jener unzähligen, unter Blumen gelegten Schlingen fällt, und sein unvorsichtiges Vertrauen mit dem Leben büßt.

Gegen das Ende des Jahres 1837, in den letzten Tagen des September, der von den Indianern der Monat der fallender Blätter — Inaqui Quisis — genannt wird, saß ein noch junger Mann, den man an seiner Hautfarbe, obgleich er sich durch seinen Anzug in Nichts von den Indianern unterschied, leicht für einen Weißen erkennen konnte, ohngefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang an einem Feuer, dessen Nothwendigkeit um jene Zeit des Jahres sich fühlbar zu machen anfing, an einer der unbekanntesten Stellen der eben von uns beschriebenen Prairie.

Er war höchstens fünf- oder sechsunddreißig Jahre

alt, obgleich einige tiefe Furchen auf seiner hohen, matt-weißen Stirn, ein höheres Alter anzudeuten schienen.

Seine Züge waren schön, edel und zeigten die Kraft und den Stolz, die durch das Leben in der Wildniß erworben werden. Seine offenen schwarzen Augen, über denen sich dichte Augenbrauen wölbten, hatten einen sanften, schwermüthigen Ausdruck, der ihren Glanz und ihr Feuer milderte; der untere Theil seines Gesichts verschwand unter einem dichten, langen Barte, dessen bläuliche Färbung gegen die seltsame Blässe des übrigen Gesichtes scharf abstach.

Seine Gestalt war hoch, schlank, vollkommen ebenmäßig; seine kräftigen Glieder, an welchen die Muskeln auffallend hervortraten, bewiesen, daß er ungewöhnliche Kraft besitze. Ueberhaupt flößte seine Person jene ehrfurchtsvolle Sympathie ein, welche höheren Naturen in jener Gegend öfter gezollt wird, als bei uns, wo die körperlichen Vorzüge gewöhnlich nur der rohen Kraft angehören.

Seine Kleidung war sehr einfach und bestand aus einer anschließenden, bis auf die Knöchel herabreichenden Hose, die über den Hüften mit einem ledernen Gürtel befestigt war, und einem baumwollenen mit bunter Wolle gestickten Jagdhemd, das bis auf das halbe Bein reichte. Diese vorn offene Blouse ließ seine gebräunte Brust sehen, auf welcher an einer dünnen, stählernen Kette, ein Skapulier von schwarzem Sammet herabhing. Stiefeln von ungegerbtem Dammhirschleder schützten ihn

vor dem Biß der Schlangen und reichten bis über das Knie; sein Kopf endlich war mit einer Mütze von Biberfell, dessen Schwanz auf den Nacken herunterfiel, bedeckt, und unter derselben quoll das reiche, schwarze Haar, das schon hie und da einige silberne Fäden zeigte, hervor und breitete sich auf seinen Schultern aus.

Dieser Mann war ein Jäger.

Eine prächtige Büchse, die neben ihm im Bereiche seiner Hand lag, die Jagdtasche, welche er über der Achsel trug, und zwei mit Pulver und Kugeln gefüllte Büffelhörner an seinem Gürtel ließen nicht daran zweifeln. Zwei lange Doppelpistolen waren nachlässig neben der Büchse hingeworfen.

Der Jäger war mit dem Machete bewaffnet, einem langen Messer mit kurzer, gerader Klinge, welches die Bewohner der Prairie stets bei sich tragen, und beschäftigte sich sorgfältig damit einen Biber abzuhäuten. Zugleich bewachte er mit den Augen eine Hirschkeule, die an einem Strick über dem Feuer hing, und lauschte auf das leiseste Geräusch, das in der Prairie laut wurde.

Der Ort, wo sich der Mann befand, war zu einer Rast von einigen Stunden vortrefflich gewählt.

Es war eine Lichtung auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Hügels, welcher vermöge seiner Lage die Prairie auf eine weite Strecke überblicken ließ, und vor einem Ueberfall sicherte. Einige Schritte von dem

Bivouac des Jägers sprudelte ein Quell und ergoß sich in Gestalt eines Wasserfalls in die Ebene. Das hochüppige Gras bot zwei herrlichen Pferden mit wildem, blitzendem Auge, die an den Beinen gefesselt waren, ein vortreffliches Posto, und sie hielten in einiger Entfernung eifrig ihre Mahlzeit. Das Feuer, welches mit dürrem Holze genährt und von drei Seiten durch Felsstücke geschützt wurde, ließ nur eine dünne Rauchwolke aufsteigen, die in einer Entfernung von zehn Schritt kaum sichtbar war, und eine Wand, hundertjähriger Bäume entzog das Lager den neugierigen Blicken Derjenigen, die wahrscheinlich in der Nähe lauerten.

Kurz — alle für die Sicherheit des Jägers nöthigen Maßregeln waren mit jener Umsicht getroffen, die eine genaue Kenntniß von dem Leben in den Wäldern verrieth.

Die Gipfel der hohen Bäume wurden von dem röthlichen Lichte des Abendhimmels lieblich vergoldet, die Sonne war im Begriff, hinter den Bergen, welche den Horizont begrenzten, zu verschwinden, als die Pferde plötzlich ihre Mahlzeit unterbrachen, den Kopf erhoben und die Ohren spitzten, welche Zeichen der Unruhe dem Jäger nicht entgingen.

Obgleich er noch kein verdächtiges Geräusch vernahm und Alles in der Nähe ruhig zu sein schien, beeilte er sich doch, das Biberfell, das über zwei, kreuzweise gelegte Stücken Holz gespannt war, vor das

Feuer zu stellen, und, ohne aufzustehen, streckte er die Hand nach seiner Büchse aus.

Der Ruf der Elster ertönte zu drei verschiedenen Malen und in gleichmäßigen Pausen.

Der Jäger legte lächelnd seine Büchse wieder neben sich und fuhr fort, sein Abendessen zu überwachen; beinahe im selben Augenblick bewegte sich das Gras stark, und zwei herrliche Jagdhunde kamen in großen Sätzen heran, und legten sich zu den Füßen des Jägers nieder, welcher sie eine Zeit lang streichelte und einige Mühe hatte, sich ihren Liebkosungen zu entziehen.

Die Pferde hatten sorglos ihre unterbrochene Mahlzeit wieder begonnen.

Die Hunde waren einem zweiten Jäger nur wenige Minuten vorausgeeilt, welcher jetzt gleichfalls in der Lichtung erschien.

Der neue Ankömmling, welcher viel jünger als der erste war, — er schien kaum zwei und zwanzig Jahre zu zählen, — war ein großer, magerer, behender Mann mit kräftiger Gestalt, rundem Kopf, aus welchem zwei graue kluge Augen blitzten, und dessen von langem blonden Haar eingeschlossenes, offenes, ehrliches Gesicht etwas Kindliches hatte.

Er trug dieselbe Kleidung wie sein Gefährte, und warf bei seiner Ankunft eine Schnur von Vögeln, die er auf der Schulter hatte, neben das Feuer.

Beide Jäger widmeten sich nun, ohne ein Wort

zu wechseln, den Vorbereitungen einer Abendmahlzeit, welche nach einer anstrengenden Bewegung stets herrlich zu munden pflegt.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen, die Wildniß erwachte allmählig; schon erschallte das Geheul der wilden Thiere in der Prairie.

Nachdem die Jäger mit gutem Appetit gegessen hatten, zündeten sie ihre Pfeifen an, und, den Rücken gegen das Feuer gewendet, damit der Schein desselben sie nicht verhindere, etwaige verdächtige Besucher, welche sich in der Dunkelheit einfinden könnten, zu erblicken, rauchten sie mit der Behaglichkeit von Leuten, die nach einem langen, mühseligen Tagewerke einen Augenblick der Ruhe genießen, die sie vielleicht nicht so bald wieder haben werden.

„Nun?" sagte der erste Jäger lakonisch, zwischen zwei Rauchwolken.

„Du hattest Recht," antwortete der andere.

„Aha!"

„Ja, wir haben uns zu sehr rechts gehalten und dadurch haben wir die Fährte verloren."

„Das habe ich mir gedacht," erwiderte der Erste; „siehst Du, Fröhlich, Du verläßest Dich zu sehr auf Deine kanadischen Gewohnheiten; die Indianer, mit denen wir es hier zu thun haben, sind den Irokesen, welche die Jagdgebiete Deines Landes durchstreifen, völlig unähnlich."

Fröhlich nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Dies ist übrigens," fuhr der Andere fort, „für jetzt nicht besonders wichtig, die Hauptsache ist, daß wir erfahren, wer unsere Diebe sind."

„Ich weiß es."

„Gut!" sagte der Andere und zog hastig die Pfeife aus dem Munde; „und welche Indianer sind es denn, die es gewagt haben, mit meinem Zeichen versehene Fallen zu stehlen?"

„Die Comanchen."

„Das dachte ich mir, bei Gott! Zehn unserer besten Biberfallen in der Nacht zu stehlen! Ich schwöre Dir, Fröhlich, daß sie es theuer bezahlen werden . . . Und wo sind jetzt die Comanchen?"

„Höchstens drei Meilen von uns entfernt."

„Es ist ein Trupp von Räubern, der ohngefähr aus zwölf Mann besteht; nach der Richtung die sie eingeschlagen haben zu schließen, kehren sie nach ihren Bergen zurück."

„Die werden sie nicht Alle erreichen," sagte der Jäger mit einem Blick auf seine Büchse."

„Meiner Treu!" sagte Fröhlich mit lautem Lachen, „sie werden nur bekommen, was sie verdienen; ich verlasse mich auf Dich, Treuherz, daß sie für ihren Streich bestraft werden; doch Dein Entschluß, Dich an ihnen zu rächen, wird noch weit fester werden, wenn Du erfahren haben wirst, wer sie anführt."

„So! so! ich kenne also ihren Anführer?"

„Ein Wenig," sagte Fröhlich lächelnd, „es ist Néhu-Nutah."

„Adlerkopf!" rief Treuherz aus, indem er aufsprang, „oh! oh! den kenne ich, und so Gott will, werden wir dieses Mal die alte Rechnung, die wir mit einander haben, ausgleichen können. Seine Mocksens betreten meinen Weg und hindern mich schon lange genug."

Nachdem er diese Worte mit einem Ausdruck des Hasses, vor welchem Fröhlich erbebte, ausgesprochen hatte, nahm der Jäger, den es reuete, daß er den Zorn, der ihn übermannte, gezeigt hatte, seine Pfeife wieder und fuhr fort mit erkünstelter Ruhe zu rauchen, die seinen Gefährten aber nicht täuschte.

Die Unterhaltung wurde unterbrochen.

Die beiden Jäger schienen in tiefe Gedanken versunken und rauchten schweigend neben einander.

Endlich wendete sich Fröhlich zu seinem Gefährten.

„Soll ich wachen?" fragte er.

„Nein," antwortete Treuherz mit leiser Stimme, „schlaf', ich werde für uns Beide wachen."

Fröhlich legte sich ohne den geringsten Einwand zu erheben, neben das Feuer, und wenige Minuten später war er fest eingeschlafen.

Als die Eule am Morgen ihr Geschrei erhob, das das Aufgehen der Sonne zu begrüßen scheint, weckte Treuherz, der die ganze Nacht hindurch unbeweglich wie ein Bild von Stein geblieben war, seinen Gefährten.

„Es ist Zeit,“ sagte er.

„Gut,“ antwortete Fröhlich, der sich sofort erhob.

Die Jäger sattelten ihre Pferde, stiegen vorsichtig den Hügel hinab und verfolgten die Spur der Comanchen.

In diesem Augenblicke ging die Sonne strahlend am Himmel auf, verjagte die Schatten, und übergoß die Prairie mit ihrem herrlichen und belebenden Lichte.

II.

Die Jäger.

Man erlaube uns, über die von uns eingeführten zwei Personen, die in unserer Geschichte eine bedeutende Rolle zu spielen berufen sind, einige Worte zu sagen.

Treuherz — dies war der einzige Name unter welchen ihn die Jäger sämmtlicher Prairien des Westens kannten — stand weit und breit unter den Indianerstämmen, mit denen sein abenteuerliches Leben ihn zufällig in Berührung gebracht hatte, im Rufe der Gewandtheit, Redlichkeit und des Muthes. Alle achteten ihn.

Die Jäger und die weißen, spanischen, nordamerikanischen und mestizen Trapper hatten hohe Achtung vor seiner Bekanntschaft der Wälder und erholten sich oft Raths bei ihm.

Selbst die Räuber der Prairien, ächte Spitzbuben, der Abschaum der Gesellschaft, die nur von Beute und

Erpressung leben, wagten es nicht, ihn anzugreifen, und vermieden es so viel wie möglich, ihm in den Weg zu kommen.

So war dieser Mann durch die blose Kraft seiner Intelligenz und seines Willens beinahe unbewußt zu einer Macht gelangt, welche auch die wildesten Bewohner jener ungeheueren Wüsteneien anerkannten.

Diese Macht übte er nur zum allgemeinen Besten aus, und damit Jeder im Stande sei, sich mit Sicherheit den gewählten Beschäftigungen zu widmen.

Keiner wußte, weder wer Treuherz sei, noch wo er her kam.

Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren, wo er noch ganz jung gewesen, hatten ihn einst Jäger an den Ufern des Arkansas getroffen, wie er eben Biberfallen aufstellte. Die wenigen Fragen, welche man ihm über sein Leben vorgelegt, waren unbeantwortet geblieben; die Jäger, die von Natur nicht schwatzhaft sind, hatten hinter den Ausflüchten und verlegenen Worten des jungen Mannes den Wunsch zu erkennen geglaubt, sein Geheimniß zu bewahren, das er zu verbergen wünschte, und sich enthalten, ferner in ihn zu dringen, und dabei war es geblieben.

Indessen lebte Treuherz, im Gegensatz zu den übrigen Jägern oder Trappern in den Prairien, die Alle einen oder zwei Gefährten haben, ganz allein. Er hatte keinen festen Wohnort und durchstreifte die Wildniß nach allen Richtungen, ohne sein Zelt irgendwo aufzuschlagen.

Er war stets finster und schwermüthig und floh die Gesellschaft seiner Mitmenschen; doch war er trotzdem bereit, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot, ihnen zu nützen, ja sein Leben für sie zu wagen. Wenn man ihm dann seine Dankbarkeit aussprechen wollte, so gab er seinem Pferde die Sporen und stellte seine Fallen in weiter Ferne auf, damit Diejenigen, die ihm Dank schuldig waren, Zeit hatten die erwiesene Wohlthat zu vergessen.

Alle Jahre um dieselbe Zeit, nämlich im Oktober, verschwand Treuherz wochenlang, ohne daß Jemand ahnte, wo er hingehe; wenn er dann zurückkehrte, so schien er während einiger Tage noch finsterer und trauriger zu sein als vorher.

Einst hatte er von einer dieser geheimnißvollen Reisen zwei wunderschöne, ganz junge Jagdhunde mitgebracht, welche er seitdem bei sich behalten, und die er sehr lieb zu haben schien.

Fünf Jahre vor der Zeit, wo wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, hatte er, als er eines Abends, nachdem er seine Fallen aufgestellt, zurückkehrte, plötzlich das Feuer eines Indianerlagers durch die Bäume blitzen sehen.

Ein kaum siebzehn Jahre alter Weißer diente den Messern der Rothhäute zum Ziele und wurde von denselben gequält, ehe er ihrer blutdürstigen Grausamkeit zum Opfer fiel.

Treuherz hatte sich, ohne an die furchtbare Gefahr

zu denken, in welche er sich begab, nur dem Mitleid gehorchend, das ihm das Opfer einflößte, muthig unter die Indianer geworfen, und vor den Gefangenen gestellt, den er mit seinem Leibe deckte.

Jene Indianer waren Comanchen; von diesem plötzlichen Ueberfalle, den sie durchaus nicht erwarteten, überrascht, waren sie einige Augenblicke durch so viel Kühnheit verblüfft, regungslos stehen geblieben.

Treuherz hatte ohne Zeitverlust die Fesseln des Gefangenen durchschnitten, und nachdem er ihm sein Messer als Waffe gegeben, bereiteten sie sich Beide vor, ihr Leben theuer zu verkaufen.

Die Weißen flößen den Indianern eine instinktmäßige, unüberwindliche Furcht ein. Doch als sich die Comanchen von ihrem Erstaunen erholt hatten, machten sie eine Bewegung, als wollten sie vorwärts stürzen und die beiden Männer, welche ihnen Trotz zu bieten schienen, angreifen.

Aber der Schein des Feuers, welcher halb auf das Gesicht des Jägers fiel, hatte sie in den Stand gesetzt, ihn zu erkennen.

Die Rothhäute wichen ehrfurchtsvoll zurück und murmelten unter einander:

„Treuherz! der große, blasse Jäger.“

Adlerkopf, der Anführer der Indianer, kannte den Jäger nicht; er war zum ersten Male in die Prairie am Arkansas herabgestiegen und hatte den Ausruf seiner Krieger nicht verstanden. Uebrigens waren ihm

die Weißen gründlich verhaßt und er hatte geschworen sie auf Tod und Leben zu bekämpfen. Empört über das, was er für eine Feigheit seiner Leute ansah, war er allein Treuherz entgegengetreten. Aber jetzt ereignete sich etwas Seltsames.

Die Comanchen waren über ihren Anführer hergefallen und hatten ihn, trotz ihrer Ehrfurcht vor ihm, entwaffnet, damit er sich keine Thätlichkeiten gegen den Jäger erlauben könne.

Treuherz hatte, nachdem er ihnen gedankt, dem Anführer die ihm genommenen Waffen eigenhändig zurückgegeben. Letzterer empfing sie, indem er seinem großmüthigen Feinde einen düsteren Blick zuwarf.

Der Jäger zuckte verächtlich die Achseln und entfernte sich mit dem Gefangenen, voll Freude über das Bewußtsein, einem Menschen das Leben gerettet zu haben.

Treuherz hatte sich in weniger als zehn Minuten einen treuen Freund und einen unversöhnlichen Feind erworben.

Die Geschichte des Gefangenen war einfach.

Er war mit seinem Vater aus Canada gekommen, um in den Prairien zu jagen, wo sie Beide in die Hände der Comanchen fielen; sein Vater war nach einer verzweifelten Gegenwehr, von Wunden bedeckt, bald erlegen; die Indianer, welche sich ungern durch den Tod um ein Opfer gebracht sahen, hatten den jungen Mann auf das Sorgfältigste gepflegt, damit er mit Ehren am Marterpfahle stehen könne, was

ohne die wunderbare Dazwischenkunft Treuherz' auch unbedingt geschehen sein würde.

Nachdem der Jäger vorstehende Nachrichten erhalten, hatte er den jungen Mann gefragt, was er zu thun beabsichtige und ob ihm die derbe Lehre, welche er eben erhalten, nicht das abenteuerliche Leben im Walde verleidet habe.

„Meiner Treu, nein," hatte Jener geantwortet, „ich fühle mich mehr als je geneigt, diesem Berufe zu folgen, überdies," hatte er hinzugefügt, „will ich meinen Vater rächen."

„Ganz recht," hatte der Jäger bemerkt.

Damit war die Unterredung zu Ende gewesen.

Treuherz führte den jungen Mann zu einer seiner Caches, einer Art von unterirdischen Magazinen, in denen die Trapper ihre Schätze verwahren; nahm einen vollständigen Trapperanzug, Flinte, Messer, Pistolen, Jagdtaschen und Trappen heraus und sagte, nachdem er seinem Schützling diese verschiedenen Gegenstände gereicht hatte, einfach:

„Geh, und Gott schütze Dich!"

Jener sah ihn sprachlos an; er verstand ihn offenbar nicht.

Treuherz lächelte.

„Du bist frei," fuhr er fort, „dies sind die Gegenstände, die Du brauchst, um Deinem neuen Berufe zu folgen, ich schenke sie Dir, die Prairie liegt vor Dir, Glück auf den Weg!"

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er, „ich verlasse Dich nicht, wenn Du mich nicht fortjagst; ich stehe allein, ohne Verwandte, ohne Freunde, Du hast mein Leben gerettet, ich gehöre Dir."

„Ich lasse mir die Gefälligkeiten, die ich erweise, nicht bezahlen," sagte der Jäger.

„Du lässest sie Dir zu theuer bezahlen," erwiderte der Andere lebhaft, „weil Du den Dank zurückweisest, nimm Deine Geschenke zurück, sie sind unnütz für mich, ich bin kein Bettler, dem man ein Almosen zuwirft, ich will mich lieber wieder den Comanchen überliefern, lebe wohl!"

Und der Canadier machte sich entschlossen auf den Weg nach dem Lager der Comanchen.

Treuherz war gerührt; der junge Mann sah so offen und natürlich aus, daß sich in seinem Herzen etwas für ihn regte.

„Warte," sagte er.

Der Andere blieb stehen.

„Ich lebe allein" fuhr der Jäger fort, „das Dasein, welches Du bei mir führen wirst, wird traurig sein; ein schwerer Kummer nagt an meinem Herzen, warum willst Du Dich an mich anschließen, da ich unglücklich bin."

„Um Deinen Kummer zu theilen, wenn Du mich dessen für würdig hältst, und Dich, wo möglich, zu trösten; der einsame Mensch läuft Gefahr, der Verzweiflung

anheim zu fallen, Gott hat ihm geboten, sich Gefährten zu suchen."

„Das ist wahr!" murmelte der Jäger unentschlossen.

„Was hindert Dich daran?" fragte der junge Mann besorgt.

Treuherz sah ihn eine Zeit lang aufmerksam an; sein Falkenauge schien die geheimsten Gedanken des Jünglings erforschen zu wollen, und da ihn diese Forschung zu befriedigen schien, so fragte er:

„Wie heißest Du?"

„Fröhlich," antwortete der Andere, „oder wenn Du es vorziehst, Georg Talbot, aber gewöhnlich giebt man mir nur den ersteren Namen."

Der Jäger lächelte.

„Der Name verspricht etwas," sagte er, ihm die Hand reichend; „Fröhlich," fügte er hinzu, „von diesem Augenblick an bist Du mein Bruder, von jetzt an sind wir Freunde auf Tod und Leben."

Er küßte ihn auf die Augen, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten in den Prairien üblich ist.

„Auf Tod und Leben!" sagte der junge Canadier feurig, drückte warm die ihm gebotene Hand und küßte seinen neuen Bruder ebenfalls auf die Augen.

Auf diese Weise wurden Treuherz und Fröhlich mit einander bekannt. Seit fünf Jahren war keine Wolke, nicht der kleinste Schatten über den Himmel der Freundschaft aufgezogen, welche sich diese beiden

trefflichen Menschen im Angesichte Gottes in der Wildniß geschworen. Sie schien vielmehr mit jedem Tage zu wachsen, sie waren ein Herz, sie konnten sich vollständig auf einander verlassen und erriethen gegenseitig ihre geheimsten Gedanken; diese beiden Männer hatten ihre Macht auf das Zehnfache steigen sehen, und so groß war ihr gegenseitiges Vertrauen, daß sie an nichts verzweifelten und die kühnsten Unternehmungen, vor denen die unerschrockensten Männer gebebt haben würden, wagten und glücklich vollbrachten.

Es gelang ihnen Alles. Nichts schien ihnen unmöglich, man hätte glauben können, daß sie ein Zauber beschütze und sie unbesiegbar und unverwundbar mache.

Auch hatte sich ihr Ruf weit verbreitet, und Diejenigen, welche ihr Name nicht mit Bewunderung erfüllte, nannten ihn doch mit Schrecken.

Nachdem Treuherz einige Monate mit Fröhlich verlebt, hatte er, von dem Bedürfniß getrieben, sich einem zuverlässigen Freunde anzuvertrauen, keine Geheimnisse mehr für Fröhlich gehabt. Dieses Vertrauen, welches herbeizuführen der junge Mann zwar nichts gethan, das er aber mit Ungeduld herbeigesehnt hatte, knüpfte die Bande, welche die beiden Männer vereinten, wo möglich noch fester, indem es dem Canadier eine Gelegenheit bot, seinem Freunde den Trost zu spenden, dessen eine verwundete Seele bedarf, und es ihm möglich machte, die noch immer blutenden Wunden desselben zu schonen.

An dem Tage, wo wir ihnen in der Prairie begegnet sind, waren sie das Opfer eines frechen Diebstahls geworden, welchen Adlerkopf, der Anführer der Comanchen begangen, dessen Haß und Erbitterung anstatt mit der Zeit schwächer zu werden, im Gegentheil nur zugenommen hatte.

Der Indianer hatte mit der, seinem Geschlechte eigenen Schlauheit die ihm von den Seinen angethane Schmach, deren erste Veranlassung die beiden weißen Jäger gewesen waren, im Stillen getragen und geduldig die Stunde der Rache erwartet. Er hatte im Stillen einen Abgrund unter den Füßen seiner Feinde gegraben, indem er allmählig die Rothhäute gegen sie aufhetzte, und sie geschickt verleumdete. Vermöge dieses Systems war es ihm endlich, wie er glaubte, gelungen, sogar die weißen und Mestizen-Jäger gegen sie einzunehmen und die beiden Männer allen einzelnen, in der Prairie zerstreuten Individuen, als Feinde darzustellen.

Sobald er dies erreicht, hatte sich Adlerkopf an die Spitze von dreißig ergebenen Kriegern gestellt, und in der Absicht eine Entscheidung herbeizuführen, welche Diejenigen, deren Tod er geschworen, verderben sollte, hatte er in einer Nacht alle ihre Fallen gestohlen, wohl wissend, daß sie eine solche Beleidigung nicht ungestraft lassen und Rache dafür nehmen würden.

Der Anführer hatte sich in seiner Berechnung nicht geirrt, und Alles war gekommen, wie er es vorhergesehen.

Dahin wollte er seine Feinde haben.

In der Hoffnung, daß sie bei den Indianern und Jägern keine Hülfe finden würden, schmeichelte er sich, vermittelst der dreißig entschlossenen Männer, die er anführte, sich leicht der beiden Jäger bemächtigen zu können, welche er unter entsetzlichen Martern umzubringen beabsichtigte.

Aber er hatte den Fehler begangen, die Zahl seiner Krieger zu verheimlichen, um die Jäger sicherer zu machen.

Diese waren durch seine List nur halb hintergangen worden; in der Meinung, daß sie sich für stark genug hielten zur Bekämpfung von selbst zwanzig Indianer, hatten sie keines Menschen Hülfe angesprochen, um sich an einem Feinde, den sie verachteten, zu rächen, und sich, wie wir gesehen haben, entschlossen zur Verfolgung der Comanchen auf den Weg gemacht.

Wir schließen hier diese zwar etwas lange, aber für das Verständniß des Folgenden nothwendige Einleitung und nehmen unsere Erzählung an der Stelle wieder auf, wo wir sie im letzten Kapitel verlassen haben.

III.

Die Fährte.

Adlerkopf, der von seinen Feinden entdeckt zu werden wünschte, hatte sich keine Mühe gegeben, seine Fährte zu verbergen.

Sie war im hohen Grase vollkommen sichtbar, und wenn sie sich zuweilen zu verlieren schien, so brauchten sich die Jäger nur ein wenig vom Pferde herabzubeugen, um sie wieder zu finden.

Noch nie war ein Feind auf diese Weise in der Prairie verfolgt worden. Dies mußte Treuherz um so auffallender erscheinen, da ihm seit langer Zeit alle Kunstgriffe der Indianer hinlänglich bekannt waren, und er wußte, mit welcher Geschicklichkeit sie die Spuren ihrer Gegenwart zu verwischen wissen, wenn sie es für nöthig halten.

Die Leichtigkeit, mit der sie jetzt zu finden war, machte ihn bedenklich. Die Comanchen mußten sich

für sehr stark gehalten haben, weil sie sich nicht mehr Mühe gegeben, oder sie hatten einen Hinterhalt vorbereitet, in den sie ihre zu sicheren Feinde zu locken hofften.

Die beiden Jäger schritten vorwärts, indem sie von Zeit zu Zeit einen Blick nach beiden Seiten warfen, um sicher zu sein, daß sie sich nicht irrten, aber die Fährte ging immer in gerader Richtung fort, ohne Umwege oder Abweichungen irgend einer Art. Es war unmöglich, eine Verfolgung mit größerer Leichtigkeit zu führen, und sogar Fröhlich fing an, es sonderbar zu finden und ernstlich besorgt zu werden.

Aber, wenn sich die Comanchen auch nicht die Mühe hatten geben wollen, ihren Marsch zu verbergen, so handelten die Jäger doch keineswegs wie sie, sondern vertilgten ihre Spur allmälig, während sie weiter ritten.

In dieser Weise erreichten sie einen ziemlich breiten Bach, welcher den Namen Grünspan führte, und sich in den Kanadian ergießt.

Ehe die Jäger über den Bach setzten, auf dessen anderem Ufer sie nicht mehr weit von den Indianern entfernt gewesen sein würden, machte Treuherz Halt und gab seinem Begleiter ein Zeichen, ein Gleiches zu thun.

Sie stiegen Beide ab, nahmen ihre Pferde am Zügel und zogen sich hinter eine Baumgruppe zurück, um nicht gesehen zu werden, wenn etwa eine in-

dianische Schildwache beauftragt sein sollte, sie zu überwachen.

Als sie in dem Dickicht waren, legte Treuherz, als Zeichen der Vorsicht, den Finger an den Mund, näherte sich seinem Begleiter, brachte die Lippen dicht an ein Ohr desselben, und sagte mit leiser Stimme zu ihm:

„Ehe wir weiter gehen, wollen wir uns berathen, damit wir genau wissen, was wir thun.“

Fröhlich nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Ich fürchte irgend einen Verrath,“ fuhr der Jäger fort, „die Indianer sind zu erfahrene Krieger und kennen das Leben in den Prairien zu gut, als daß sie ohne dringenden Grund so handeln sollten, wie sie es thun.“

„Das ist wahr,“ bekräftigte der Kanadier mit Ueberzeugung, „diese Fährte ist zu schön und zu deutlich angegeben, um nicht auf einen Hinterhalt zu deuten.“

„Ja, aber sie haben zu schlau sein wollen, ihre List ist über das Ziel hinausgegangen, so alte Jäger wie wir, täuscht man nicht so leicht. Wir müssen daher unsere Vorsicht verdoppeln, jedes Blatt, jeden Grashalm genau untersuchen, ehe wir uns näher nach den Lager der Rothhäute wagen.“

„Oder noch besser,“ sagte Fröhlich, mit einem Blicke auf ihre Umgebung, „wir wollen unsere Pferde an einem sicheren Orte verstecken, wo wir sie im Falle der Noth leicht wiederfinden werden. Dann können

wir zu Fuße die Stellung und Anzahl derjenigen, die wir überfallen wollen, rekognosciren."

„Du hast Recht, Fröhlich," sagte Treuherz, „Dein Rath ist vortrefflich, und wir wollen ihn sogleich ausführen."

„Dann, glaube ich, müssen wir uns beeilen."

„Warum denn? wir wollen uns im Gegentheil Zeit nehmen. Wenn uns die Indianer nicht kommen sehen, so werden sie in ihrer Wachsamkeit nachlassen, und wir benutzen dann ihre Sicherheit, um sie zu überfallen, wenn wir genöthigt sein sollten, zu diesem äußersten Mittel zu greifen: übrigens wäre es vielleicht noch besser, den Einbruch der Nacht abzuwarten, um unseren Plan auszuführen."

„Erst wollen wir unsere Pferde in Sicherheit bringen, dann werden wir ja weiter sehen."

Die Jäger verließen das Dickicht mit der größten Vorsicht. Anstatt den Bach zu überschreiten, kehrten sie um und schlugen eine Zeit lang denselben Weg ein, den sie gekommen waren, dann wandten sie sich links und drangen in eine Schlucht ein, in welcher sie bald in den hohen Grase verschwanden.

„Ich überlasse es Dir, uns zu führen, Fröhlich," sagte Treuherz, „ich weiß in der That nicht, wo Du uns hinführst."

„Verlaß Dich nur auf mich, ich habe zufällig in einer Entfernung von zwei Flintenschüssen von dem Orte, an welchem wir uns befinden, eine Art Festung

entdeckt, wo unsere Pferde sehr gut aufgehoben sein werden, und in welcher wir, nöthigenfalls, eine regelmäßige Belagerung aushalten könnten."

„Caramba," rief der Jäger aus, welcher durch diesen, ihm geläufigen Schwur, seine spanische Abkunft verrieth, „wie bist Du zu der kostbaren Entdeckung gelangt?"

„Mein Gott!" sagte Fröhlich, „auf die allereinfachste Weise; ich kam, um meine Fallen aufzustellen, als ich, wie ich eben, um meinen Weg abzukürzen, und Dich um so eher einzuholen, einen vor uns liegenden Berg erstieg und ohngefähr zwei Drittheile der Höhe erklettert hatte, die zottige Schnauze eines prächtigen Bären hervorgucken sah."

„Ach so! das Abenteuer ist mir so ziemlich bekannt, Du hast mir an jenem Tage, wenn ich nicht irre, nicht ein, sondern zwei schwarze Bärenfelle gebracht."

„Ganz recht, meine Burschen waren zu zwei, ein Männchen und ein Weibchen. Du begreifst, daß bei ihrem Anblick sich augenblicklich der Jäger in mir regte; ich vergaß meine Müdigkeit, lud die Büchse und folgte ihnen. Du wirst sogleich selbst sehen, welche Feste sie sich ausgesucht hatten," fügte er, vom Pferde steigend hinzu, welchem Beispiele sein Begleiter folgte.

Vor ihnen erhob sich eine Felsmasse, die die seltsamsten und abenteuerlichsten Formen zeigte, in Gestalt eines Amphitheaters. Hie und da wuchs mageres Gestrüpp in den Ritzen; Schlingpflanzen bedeckten

die Spitzen der Blöcke und verliehen der Masse, welche sich mehr als zweitausend Fuß über der Prairie erhob, das Ansehen einer alten Burgruine, wie man sie hie und da an den Ufern der großen Flüsse Europa's sieht.

Die Jäger der Gegend nannten den Ort die weißen Schlösser, wegen der Farbe der Granitblöcke, die ihn bildeten.

„Wir können mit unseren Pferden nimmermehr da hinaufsteigen," sagte Treuherz, nachdem er die Strecke, die sie noch zurückzulegen hatten, eine Zeit lang gemustert hatte.

„Wir wollen es immerhin versuchen," sagte Fröhlich, und zog sein Pferd am Zügel nach sich.

Der Weg war steil, und keine anderen Pferde als die der Jäger, die an die schwierigsten Wege gewöhnt waren, wäre im Stande gewesen, ihn zurückzulegen, sondern hätten, in die Tiefe rollend, zehn Mal den Hals gebrochen.

Man mußte die Stelle, wo man den Fuß hinsetzte, sorgfältig wählen, sich dann mit einem Sprunge weiter schwingen, und so ging es auf Abwegen und Bogen immer weiter, zum schwindlich werden.

Nach ungefähr einer halben Stunde unglaublicher Schwierigkeiten, gelangten sie auf eine Art von Plattform, die höchstens zwanzig Ellen im Umfange hatte.

„Hier ist es," sagte Fröhlich und stand still.

„Wie so — hier?" antwortete Treuherz, indem er sich

vergeblich nach allen Seiten umsah, ohne eine Oeffnung zu sehen.

Fröhlich lächelte.

„Komm,“ sagte er.

Er zog sein Pferd nach sich zu, verschwand hinter einem Felsblocke, und der Jäger folgte ihm neugierig.

Nachdem sie ungefähr fünf Minuten lang in einer Art Laufgraben, der höchstens drei Fuß breit war, und sich im Kreise zu drehen schien, gegangen waren, fanden sich unsere Abenteurer plötzlich vor dem gähnenden Eingange einer tiefen Höhle.

Dieser, durch eine jener fürchterlichen Erschütterungen, die in diesem Lande so häufig sind, entstandene Weg war hinter den vor ihm liegenden Felsen und Steinen so gut versteckt, daß es eines wunderbaren Zufalles bedurfte, um ihn zu entdecken.

Die Jäger traten ein.

Ehe sie aufstiegen, hatte Fröhlich einen großen Vorrath von harzigem Holze gesammelt, er brannte zwei Fackeln an, gab seinem Begleiter die eine und behielt die andere.

Jetzt zeigte sich ihnen die Grotte in ihrer ganzen wilden Majestät.

Ihre hohen Wände waren mit glänzenden Stalaktiten bedeckt, die das Licht zehnfach gebrochen zurückstrahlten und dadurch eine feenhafte Beleuchtung hervorbrachten.

„Diese Höhle,“ sagte Fröhlich, nachdem er seinem

Freunde Zeit gelassen, sie in allen ihren Einzelnheiten zu betrachten, „ist unzweifelhaft eines der Wunder der Prairie; jener Arm, der sich uns gegenüber abwärts senkt, zieht sich unter dem Grünspan hin und mündet jenseits des Baches, erstreckt sich also mehr wie eine Meile von hier in die Ebene. Außer dem Arme, durch welchen wir hereingekommen sind und dem, der vor uns liegt, sind noch vier andere vorhanden, die alle Ausgänge nach verschiedenen Richtungen haben. Du siehst, daß wir hier nicht Gefahr laufen, eingeschlossen zu werden, und daß diese geräumigen Gemächer uns eine Reihe von Zimmern bietet, um die uns der Präsident der Vereinigten Staaten selbst beneiden könnte."

Treuherz, der über die Entdeckung dieses Versteckes ganz entzückt war, untersuchte es bis in die kleinsten Einzelheiten, und obgleich von Natur ganz besonders schweigsam, konnte er doch zu verschiedenen Malen seine Bewunderung nicht zurückhalten.

„Warum hast Du mir noch nichts davon gesagt?" fragte er Fröhlich.

„Ich wartete auf eine Gelegenheit," antwortete dieser.

Die Jäger brachten ihre Pferde, mit einem reichlichen Vorrath von Lebensmitteln, in einer der Zellen der Grotte unter, wohin das Tageslicht durch beinahe unsichtbare Ritzen drang; nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß es den edlen Thieren während ihrer

Abwesenheit an nichts mangeln würde und daß sie nicht davon laufen könnten, warfen sie ihre Büchsen über die Schulter, pfiffen ihren Hunden, und drangen mit großen Schritten in den Arm ein, welcher unter dem Bache hinwegführte.

Bald ward die sie umgebende Luft feucht, ein dumpfes und ununterbrochenes Geräusch ertönte über ihrem Kopfe, sie befanden sich unter dem Grünspan; glücklicherweise drang durch eine Art Oeffnung, die von einem ausgehöhlten Felsen gebildet wurde, der als Vedette in der Mitte der Strömung des Wassers lag, Licht genug herein, daß sie den Weg finden konnten.

Nach einem halbstündigen Marsche traten sie durch einen, mit Gestrüpp und Schlingpflanzen bedeckten Ausgang in die Prairie.

Sie hatten sich lange in der Grotte aufgehalten. Erst hatten sie dieselbe genau untersucht, weil sie voraussahen, daß sie sich früher oder später würden genöthigt sehen, daselbst Schutz zu suchen, dann hatten sie eine Art Stall für ihre Pferde eingerichtet, und endlich eine flüchtige Mahlzeit gehalten; die Sonne war daher im Begriff zu sinken, als sie die Fährte der Comanchen wieder aufnahmen.

Nun begann erst die wahre Verfolgung der Indianer. Nachdem die beiden Jäger ihre Hunde auf die rechte Spur gebracht, schlichen sie ihnen schweigend nach, indem sie mit forschenden Augen, lauschendem Ohre und angehaltenem Athem auf den Knieen und

Händen vorwärts glitten. Von Zeit zu Zeit hielten sie inne, um Luft zu schöpfen und den tausend Lauten der Pratrie zu lauschen, welche die Jäger der Prairie mit unglaublicher Schärfe vernehmen und mit Sicherheit deuten können.

Eine Todtenstille herrschte in der ganzen Wildniß. Die Natur scheint sich in diesen ungeheueren Einöden beim Hereinbrechen der Nacht zu sammeln und sich in frommer Anbetung auf die geheimnißvollen Schatten vorzubereiten.

Die Jäger drangen mit verdoppelter Vorsicht, und in gleicher Richtung neben einander kriechend, vorwärts.

Plötzlich standen die Hunde lautlos; die wackeren Thiere schienen den Werth des Schweigens an diesem Orte zu begreifen und zu wissen, daß ein einziger Laut ihren Herren das Leben kosten würde.

Fröhlich warf einen durchdringenden Blick um sich. Sein Auge blitzte, er kauerte sich zusammen und warf sich mit dem Sprunge eines Panthers auf einen indianischen Krieger, der mit vorgebeugtem Leibe und gesenktem Kopfe die nahende Gefahr zu ahnen schien.

Der Indianer wurde plötzlich auf den Rücken geworfen, ehe er einen Ruf der Warnung oder nach Hülfe ausstoßen konnte, Fröhlich packte ihn an der Gurgel und stemmte ihm das Knie auf die Brust.

Hierauf zog der Jäger mit der größten Kaltblütigkeit sein Messer aus der Scheide und stach dieses seinem Feinde bis an den Griff in's Herz.

Als sich der Wilde verloren sah, verschmähte er es, unnöthigen Widerstand zu leisten, sondern heftete einen Blick des Hasses und der Verachtung auf den Kanadier, ein ironisches Lächeln spielte um seine Lippen und mit unbewegtem Gesichte sah er dem Tode entgegen.

Fröhlich steckte das Messer wieder in den Gürtel, und sagte, indem er den Leichnam bei Seite schob, kaltblütig:

„Einer." —

Darauf begann er wieder weiter zu kriechen.

Treuherz hatte die Bewegungen seines Freundes mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, um ihm nöthigenfalls zu Hülfe zu eilen; als der Indianer todt war, folgte er ruhig der Fährte weiter.

Bald sah man ein Feuer durch die Bäume blitzen, und der Duft von gebratenem Fleisch verrieth sich dem feinen Geruchsinne der Jäger.

Sie richteten sich wie zwei Gespenster an dem Stamme einer mächtigen Korkeiche, die wenige Schritte entfernt stand, auf und den knotigen Stamm des Baumes umfassend, verbargen sie sich in seinen dichten Zweigen.

Jetzt blickten sie um sich.

Sie übersahen das Lager der Comanchen, das höchstens vierzig Schritte von ihnen entfernt war.

IV.

Die Reisenden.

Ohngefähr um die Zeit, als die Trapper aus der Grotte traten und die Fährte der Comanchen wieder aufnahmen, hielten zwanzig Meilen von dem Orte, wo sie sich befanden entfernt, eine ziemlich ansehnliche Zahl weißer Reisender an den Ufern des Canadian an und bereiteten ihr Lager für die Nacht an einer ausgezeichneten Stelle, wo noch die Spuren eines alten indianischen Jagdruhepunktes sichtbar waren.

Die Jäger und Gambusinos oder Mischlinge, die den Reisenden als Führer dienten, beeilten sich, ein Dutzend Maulthiere abzuladen, welche von mexikanischen Lanceros begleitet waren.

Mit den Ballen bildeten sie einen eingeschlossenen Raum von ovaler Form, in dessen Mitte sie ein Feuer anzündeten; dann versammelten sich die Führer, ohne

sich weiter um ihre Begleiter zu kümmern, in eine Gruppe und bereiteten ihre Abendmahlzeit.

Hierauf nahete sich ein junger Offizier von ohngefähr fünfundzwanzig Jahren, mit kriegerischer Haltung und feinen charakteristischen Zügen, ehrfurchtsvoll einem von zwei Maulthieren getragenen Palankin, den zwei Reiter eskortirten.

„An welcher Stelle befehlen Ew. Gnaden, daß das Zelt der Señorita aufgeschlagen werde?“ fragte der junge Offizier, den Hut ziehend.

„Wo Sie wollen, Kapitän Aguilar, wenn es nur bald geschieht, denn meine Nichte ist vor Müdigkeit fast erschöpft,“ antwortete der Reiter zur Rechten des Palankins.

Es war ein hochgewachsener Mann, mit harten, scharfen Zügen, einem Falkenauge, mit Haaren so weiß wie der Schnee auf dem Chimborasso, und unter dessen weitem Soldatenmantel die kostbare, von Stickereien strotzende Uniform eines mexikanischen Generals sichtbar wurde.

Der Kapitän verbeugte sich, kehrte zu den Lanceros zurück, und befahl ihnen, in der Mitte des Raumes, in welchem sich das Lager befand, ein hübsches, blau und rosa gestreiftes Zelt aufzuschlagen, das von einem Maulthiere getragen worden war.

Fünf Minuten später war der General vom Pferde gestiegen und bot einer jungen Dame, die leicht aus dem Palakin sprang, die Hand und führte sie in das

Zelt, wo Kapitän Aguilar Alles so behaglich wie möglich für sie hatte einrichten lassen.

Zwei weitere Personen traten hinter dem General und seiner Nichte gleichfalls in das Zelt.

Die eine war ein dicker kleiner Mann, mit vollem rothen Gesicht, der eine grüne Brille und eine blonde Perrücke trug und in der Uniform eines Militärarztes bald erstickte.

Dieser Mann, dessen Alter ein Räthsel war, der aber ungefähr fünfzig Jahre zählen konnte, hieß Jerôme-Boniface Durieux. Er war Franzose und Oberchirurg in mexikanischen Diensten.

Beim Absteigen vom Pferde hatte er einen dicken, auf der Croupe seines Pferdes befestigten Mantelsack, von welchem er sich nicht trennen zu wollen schien, mit einer Art Ehrerbietung losgeschnallt und unter den Arm genommen.

Die zweite Person, war ein junges Mädchen — oder vielmehr ein Kind von fünfzehn Jahren, mit schelmischem und aufgewecktem Gesichte, aufgeworfener Nase und düsterem Blick, der Race der Mestizen angehörend, und diente der Nichte des Generals als Kammerjungfer.

Ein kräftiger Neger, der den majestätischen Namen Jupiter trug, beeilte sich, mit Hülfe von zwei bis drei Gambusinos, das Abendessen zuzubereiten.

„Nun Doktor!“ sagte der General lächelnd zu dem Dicken, der sich eben, wie ein Ochse schnauffend,

auf seinen Mantelsack niedergelassen hatte, „wie finden Sie meine Nichte heute Abend?“

„Die Señorita ist stets reizend,“ antwortete der Doktor galant, indem er sich die Stirn trocknete, „finden Sie nicht, daß es zum Ersticken heiß ist?“

„Meiner Treu, nein,“ antwortete der General, „nicht mehr als gewöhnlich.“

„Dann muß ich mir es nur eingebildet haben,“ sagte der Arzt mit einem Seufzer, „worüber lachst Du, kleine Maskè?“ fügte er, zu dem Kammermädchen gewendet, hinzu, die in der That aus vollem Halse lachte.

„Beachten Sie doch die Närrin nicht, Doktor, Sie wissen ja, daß sie ein Kind ist,“ sagte die junge Dame mit einem reizenden Lächeln.

„Ich habe Ihnen immer gesagt, Donna Luz,“ fuhr der Doktor mit Nachdruck fort, indem er die Augenbrauen zusammenzog und die Backen aufblies, „daß die Kleine da ein Kobold sei, gegen den Sie viel zu gut sind und die Ihnen früher oder später irgend einen bösen Streich spielen wird.“

„Puh! der abscheuliche Kieselsucher,“ sagte die Mestize mit einer Grimasse, und spielte damit auf die Manie des Doktors, Steine zu sammeln, an.

„Nun, nun! Ruhe!“ sagte der General, „hat Dich die heutige Reise ermüdet, liebe Nichte?“

„Nein, nicht übermäßig,“ antwortete das junge Mädchen mit unterdrücktem Gähnen; „ich fange seit

einem Monate, wo wir unterwegs sind, an, mich an die Lebensweise zu gewöhnen, die ich anfangs, wie ich gestehen muß, sehr mühselig fand."

Der General seufzte, antwortete aber nicht. Der Doktor war mit dem Ordnen der Pflanzen und Steine, welche er im Laufe des Tages gesammelt hatte, eifrig beschäftigt.

Die Mestize flatterte wie ein Vogel im Zelte umher, indem sie die Sachen, die ihre Herrin brauchen könnte, ordnete.

Wir werden diesen Augenblick der Ruhe dazu benutzen, mit wenig Worten eine Schilderung der jungen Dame zu geben.

Donna Luz de Bermudez war die Tochter einer jüngeren Schwester des Generals.

Sie war ein reizendes Kind von kaum sechszehn Jahren. Ihre großen, schwarzen Augen, über denen sich die dunklen Brauen wölbten, die scharf gegen die reine Weiße ihrer Stirn abstachen, waren von langen Wimpern beschattet, die ihren Glanz sittsam milderten; ihr kleiner mit Perlenzähnen gezierter Mund wurde durch ein paar korallenrothe Lippen geschlossen, ihre feine Haut zeigte den zarten Flaum der reifen Früchte, und ihr bläulich schimmerndes Haar würde, wenn man die Zöpfe aufgeflochten hätte, einen Schleier für ihren ganzen Körper haben bilden können.

Ihre Taille war schlank und geschmeidig, sie besaß jene wellenförmige, anmuthige Bewegung, welche den

Amerikanerinnen eigen ist. in hohem Grade, ihre Hände und Füße waren außerordentlich klein, ihr Gang hatte die üppige Ungezwungenheit, der Kreolinnen, die so reizend ist.

Die ganze Person dieses jungen Mädchens war aus Anmuth und jeder Art von Vollkommenheit zusammengesetzt.

Sie war unwissend wie alle ihre Landsmänninnen, doch heiter und vergnügt, — lachte über jede Kleinigkeit und kannte nur die angenehmste Seite des Lebens.

Aber der schönen Statue fehlte noch das eigentliche Leben, sie glich der Pandora, ehe Prometheus das himmlische Feuer für sie gestohlen, und um unseren mythologischen Vergleich noch weiter zu führen, die Liebe hatte sie noch nicht mit ihrem Flügel gestreift: ihre Augenbrauen hatten sich noch nicht gedankenvoll zusammengezogen und ihr Herz hatte bis jetzt noch nicht vor Sehnsucht geschlagen.

Sie war durch die Fürsorge des Generals in einer beinahe klösterlichen Abgeschiedenheit erzogen worden und hatte diese nur verlassen, um den General auf seiner Reise in die Prairie zu begleiten.

„Welchen Zweck hatte diese Reise, und warum hatte ihr Onkel durchaus darauf bestanden, sie mitzunehmen?" — das kümmerte das junge Mädchen wenig.

Sie war glücklich darüber, in der Freiheit leben zu können, immer neue Gegenden zu sehen, eine im Vergleich zu ihrem früheren Leben ungebundene Existenz

zu führen, — mehr verlangte sie nicht und hatte deshalb auch nie unbescheidene Fragen an ihren Onkel gerichtet.

Donna Luz war also, zu der Zeit, wo wir sie kennen lernen, ein glückliches Kind, das in den Tag hineinlebte, zufrieden mit der Gegenwart war und keineswegs an die Zukunft dachte.

Der Kapitän Aguilar trat mit Jupiter, der das Abendessen trug, ein.

Phöbe, das Kammermädchen, hatte den Tisch gedeckt.

Die Mahlzeit bestand aus eingemachten Früchten und einer gebratenen Hirschkeule.

Vier Personen nahmen am Tische Platz.

Der General, seine Nichte, der Kapitän und der Doktor.

Jupiter und Phöbe bedienten.

Während des ersten Ganges blieb die Unterhaltung ziemlich schlaff, doch als der Hunger der Gesellschaft einigermaßen befriedigt war, redete das junge Mädchen den Doktor, den sie gern neckte, an:

„Haben Sie heute eine reiche Ernte gehalten, Doktor?“ fragte sie.

„Nicht gar zu reich, Señorita,“ antwortete er.

„Aber,“ sagte sie lachend, „die Steine waren, wie mir scheint, ziemlich zahlreich auf unserem Wege, und es hat nur an Ihnen gelegen, wenn Sie deren nicht eine ganze Maulthierladung gesammelt haben.“

„Die Reise muß Ihnen sehr willkommen sein," sagte der General, „sie bietet Ihnen Gelegenheit, sich Ihrer Leidenschaft für Steine und allerlei Pflanzen ungezwungen zu überlassen."

„Ich gestehe Ihnen, General, nicht so sehr. Die Prairie ist nicht so reich als ich glaubte, und wenn ich nicht die Hoffnung hätte, eine Pflanze zu entdecken, welche die Wissenschaft fördern könnte, so würde ich mein kleines Haus in Guadeloupe, wo mein Leben so ruhig und einförmig verstrich, fast vermissen."

„Bah!" unterbrach ihn der Kapitän, „wir sind ja erst an der Grenze der Prairie, Sie werden sehen, daß, wenn wir mehr in das Innere vorgedrungen sind, Sie kaum im Stande sind, alle Schätze, die Sie auf unserem Wege finden werden, einzusammeln."

„Das wolle Gott, Kapitän," seufzte der Gelehrte, „wenn ich nur die Pflanze finde, die ich suche, so will ich schon zufrieden sein."

„Es ist also eine sehr kostbare Pflanze?" fragte Donna Luz.

„Wie? Señorita," rief der Doktor, sich ereifernd aus, „eine Pflanze, die Linné beschrieben und klassificirt hat, die aber seitdem Niemand wiederfinden konnte, eine Pflanze die meinen Ruf begründen würde, — und Sie können fragen, ob sie kostbar sei?"

„Was nützt sie denn?" fragte das junge Mädchen neugierig.

„Was sie nützt?"

„Ja."

„Nichts!" antwortete der Gelehrte naiv.

Donna Luz schlug ein helles Gelächter auf, um dessen silberne Laute sie eine Nachtigall beneidet haben würde.

„Und das nennen Sie eine kostbare Pflanze?"

„Ja, eben wegen ihrer Seltenheit."

„Aha — sehr wohl!"

„Hoffen wir, wir wollen hoffen daß Sie sie finden, Doktor," sagte der General in begütigendem Tone, „Jupiter, rufe den Hauptmann unserer Führer."

Der Neger entfernte sich und kam bald, von einem Gambusino begleitet, wieder herein.

Es war ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren, groß, vierschrötig und kräftig gebaut; sein Gesicht hatte, ohne häßlich zu sein, etwas Abstoßendes, was sich schwer erklären ließ, seine scheuen, schielenden, tief in den Höhlen eingesunkenen Augen hatten einen wilden Ausdruck, seine niedrige Stirn, sein wolliges Haar, und seine kupferfarbige Haut, gaben dem Ganzen einen durchaus nicht angenehmen Charakter. Er trug die Kleidung der Waldläufer, war kalt, ruhig, von Natur äußerst schweigsam, und trug den Namen Schwätzer, den ihm ohne Zweifel die Indianer, oder seine eigenen Gefährten aus Ironie beigelegt hatten.

„Hier, mein Freund," sagte der General zu ihm, indem er ihm ein, bis an den Rand mit einer Art Branntwein, nach dem Ort, wo man ihn fabrizirt,

Mezcal genannt, gefülltes Glas hinreichte, „trinke das."

Der Jäger verneigte sich, leerte das Glas, welches beinahe eine halbe Flasche enthielt, auf einen Zug, fuhr mit dem Aermel über seinen Schnurrbart und wartete.

„Ich wünsche, mich in einer sicheren Stellung einige Tage aufzuhalten," sagte der General, „damit ich, ohne Furcht überfallen zu werden, gewisse Nachforschungen anstellen kann, sind wir hier vielleicht sicher?"

Das Auge des Führers blitzte, er heftete einen glühenden Blick auf den General.

„Nein," antwortete er kurz.

„Warum?"

„Zu viel Indianer und wilde Thiere."

„Ist Dir ein passenderer Ort bekannt?"

„Ja."

„Weit?"

„Nein."

„In welcher Entfernung?"

„Vierzig Meilen."

„Wie viel Tage brauchen wir, um hinzukommen?"

„Drei."

„Gut, Du wirst uns hinführen, wir werden morgen mit Tagesanbruch aufbrechen."

„Ist das Alles?"

„Das ist Alles."

„Gute Nacht.“

Darauf entfernte sich der Jäger.

„Das gefällt mir an Schwätzer, das seine Unterhaltung nicht langweilig ist,“ sagte der Kapitän lächelnd.

„Mir wäre es lieber, wenn er mehr Worte machte,“ sagte der Doktor kopfschüttelnd, „ich mißtraue den Leuten, die stets fürchten, zu viel zu sagen, sie haben gewöhnlich etwas zu verbergen.“

Nachdem er das Zelt verlassen hatte, kehrte der Führer zu seinen Gefährten zurück, mit denen er eifrig leise sprach.

Die Nacht war herrlich; die Reisenden hatten sich vor dem Zelte versammelt, rauchten ihre Cigarren und unterhielten sich.

Donna Luz sang eines jener reizenden Kreolenlieder, die so besonders melodiös sind.

Plötzlich zeigte sich ein röthlicher Schein am Horizont, der mit jedem Augenblick größer wurde und man vernahm einen dumpfen, unausgesetzten Ton, wie das ferne Rollen des Donners.

„Was ist das?“ rief der General aus und stand hastig auf.

„Die Prairie brennt,“ antwortete Schwätzer ruhig.

Bei dieser, so kaltblütig ertheilten Nachricht, gerieth Alles in Aufruhr im Lager.

Man mußte schleunig flüchten, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, lebendig zu verbrennen.

Einer der Gambusinos benutzte die allgemeine Verwirrung dazu, zwischen den Ballen hindurch zu schlüpfen, und verschwand in der Ebene, nachdem er mit Schwätzer ein geheimnißvolles Zeichen gewechselt hatte.

V.

Die Comanchen.

Treuherz und Fröhlich beobachteten die Comanchen von ihrem Versteck aus, in den dichten Zweigen der Korkeiche.

Die Indianer verließen sich auf die Wachsamkeit ihrer Vorposten. Sie waren weit entfernt, zu vermuthen, daß ihre Feinde ihnen so nahe seien und ihre geringsten Bewegungen beobachteten, sie kauerten und lagen rings um das Feuer und aßen oder tranken mit der größten Ruhe.

Die Wilden, ohngefähr fünfundzwanzig an der Zahl, waren mit ihren Büffelmänteln geschmückt und auf das mannigfaltigste und phantastischste bemalt. Einige hatten das ganze Gesicht mit Zinnober bestrichen, andere waren ganz schwarz mit einem weißen Streifen auf jeder Wange; sie trugen ihren Schild nebst Bogen und Pfeilen auf dem Rücken, und hatten ihre Flinten neben sich.

Uebrigens konnte man an der großen Zahl von Wolfsschwänzen, die sie an ihren Mokassins befestigt trugen, und die hinter ihnen auf der Erde schleppten, leicht erkennen, daß sie Alle ausgewählte, in ihrem Stamme angesehene Krieger waren.

In einer Entfernung von einigen Schritten lehnte Adlerkopf regungslos an einem Baume. Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt, und mit ein wenig vorgebogenem Leibe schien er auf ferne, nur ihm vernehmbare Töne zu lauschen.

Adlerkopf gehörte zu den Osagen-Indianern, und war in seiner frühesten Jugend von den Comanchen adoptirt worden, hatte aber stets die Kleidung und die Sitten seines Volkes beibehalten.

Er war ein Mann von höchstens achtundzwanzig Jahren, beinahe sechs Fuß lang, — seine starken Glieder, auf denen sich kräftige Muskeln zeichneten, verriethen ungewöhnliche Kraft.

Im Gegensatze zu seinen Gefährten, trug er nur eine um die Hüfte befestigte Decke, welche den Oberkörper unbedeckt ließ. Der Ausdruck seines Gesichts war schön und edel, seine schwarzen, lebhaften, nahe bei einanderstehenden Augen, seine gebogene Nase, sein etwas großer Mund, gaben ihm eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Raubvogel. Sein Haar war, bis auf einen in der Mitte des Kopfes befindlichen Streifen, der an die Raupe eines Helmes erinnerte, und einer langen Skalpirflechte, welche auf den Nacken

niederfiel und mit Adlerfedern durchflochten war, kurz abgeschnitten.

Sein Gesicht war mit vier verschiedenen Farben bemalt, Blau, Weiß, Schwarz und Roth; die Wunden, welche er seinen Feinden beigebracht, waren mit blauer Farbe auf seine nackte Brust gemalt. Mokassins von ungegerbten Hirschleder reichten ihm bis über die Knie, und zahllose Wolfsschwänze waren an seinen Fersen befestigt.

Glücklicherweise für die Jäger, befanden sich die Indianer auf dem Kriegspfade, und hatten daher keine Hunde bei sich, sonst wären sie längst gewittert worden, und hätten sich dem Lager nicht nähern können, ohne entdeckt zu werden.

Trotz seiner steinernen Unbeweglichkeit, blitzte das Auge des Jünglings, seine Nüstern erweiterten sich, und er erhob wie unbewußt die rechte Hand, als ob er seinen Kriegern hätte Ruhe gebieten wollen.

„Wir sind ausgespürt worden," murmelte Treuherz mit so leiser Stimme, daß sie sein Gefährte kaum hören konnte.

„Was ist zu thun?" antwortete Fröhlich.

„Handeln," sagte der Trapper lakonisch.

Hierauf krochen Beide schweigend von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, ohne mit den Füßen den Boden zu berühren, bis zu dem entgegengesetzten Ende des Lagers, gerade an der Stelle, wo die Pferde der Comanchen, gefesselt standen und weideten.

Fröhlich stieg behutsam hinab und zerschnitt die Stricke, welche sie festbanden. Dann trieben sie dieselben mit Peitschenhieben an, bis sie wiehernd und ausschlagend, nach allen Richtungen auseinander stoben.

Die Indianer erhoben sich in Unordnung und liefen ihren Pferden mit lautem Geschrei nach.

Nur Adlerkopf war, als ob er die Stelle, wo sie auf der Lauer lagen, geahnt hätte, gerade auf sie zugeschritten, indem er sich zugleich so gut als möglich hinter den Bäumen, die auf seinem Wege standen, zu decken suchte.

Die Jäger wichen Schritt für Schritt zurück, indem sie die nächste Umgebung im Auge behielten, um nicht eingeschlossen zu werden.

Das Geschrei der Indianer verhallte in der Ferne; sie verfolgten hitzig ihre Pferde.

Der Häuptling sah sich allein, zwei Feinden gegenüber.

Als er einen Baum erreichte, hinter dessen gewaltigem Stamme er hinreichende Sicherung zu finden glaubte, legte er, da ihm die Gelegenheit günstig schien, und er es verschmähte, sich seiner Flinte zu bedienen, einen Pfeil auf seinen Bogen.

Doch wie groß auch seine Vorsicht und Geschicklichkeit waren, so konnte er diese Bewegung doch nicht machen, ohne sich etwas blos zu stellen; Treuherz legte seine Flinte an, der Schuß fiel, die Kugel pfiff, der

Häuptling sprang mit einem Wuthgeheul in die Höhe und fiel zu Boden.

Sein Arm war zerschmettert.

Beide Jäger standen schon neben ihm.

„Rühre Dich nicht, Rothhaut," sagte Treuherz zu ihm, „rühre Dich nicht, sonst stirbst Du."

Der Indianer blieb unbeweglich und scheinbar ruhig, doch mußte er seinen Zorn gewaltsam bekämpfen.

„Ich konnte Dich tödten," fuhr der Jäger fort, „ich habe es nicht gewollt; es ist nun das zweite Mal, daß ich Dir das Leben schenke, Häuptling, es wird auch das letzte sein. Laß Dich nicht wieder auf meinem Wege treffen, und besonders stiehl mir meine Biberfallen nicht wieder, — oder ich schwöre Dir, daß Du keine Gnade wieder bei mir finden sollst."

„Adlerkopf ist ein bei seinem Stamme angesehener Häuptling," antwortete der Indianer stolz, „er fürchtet nicht den Tod, der weiße Jäger kann ihn umbringen, er wird keine Klage von ihm hören."

„Nein, Häuptling, ich werde Dich nicht tödten, mein Gott verbietet, ohne Noth Menschenblut zu vergießen."

„Ach!" erwiderte der Indianer, mit ironischem Lächeln, ist mein Bruder Missionär geworden?"

„Nein, ich bin ein ehrlicher Trapper, ich will Dich nicht morden."

„Mein weißer Bruder hat Gefühle wie ein altes

Weib," erwiderte der Indianer, „Nehunutah verzeiht nicht, er rächt sich."

„Das kannst Du halten, wie Du willst, Häuptling," antwortete der Jäger und zuckte die Achseln, „ich habe nicht die Absicht, Deine Natur umwandeln zu wollen, ich habe Dich nur gewarnt, Lebewohl."

„Und möge Dich der Teufel holen!" fügte Fröhlich hinzu und stieß ihn verächtlich mit dem Fuße.

Der Häuptling schien, auch dieser neuen Beleidigung gegenüber, gleichgültig zu bleiben, er zog die Brauen zwar zusammen, rührte sich aber nicht; verfolgte jedoch seine beiden Feinde, die sich, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, im Walde verloren, mit einem gehässigen Blicke.

„Treuherz," sagte Fröhlich nachdenklich, „Du hast Unrecht gehabt, Du hättest ihn tödten sollen."

„Bah! warum Das?" antwortete der Jäger sorglos.

„Cascaras! warum? ganz einfach, weil dann ein Ungeziefer weniger in der Prairie gelebt hätte."

„Es giebt deren so viele," sagte der Andere, „daß eins mehr nicht viel zu sagen hat."

„Das ist wahr!" antwortete Fröhlich mit Ueberzeugung, „wo gehen wir nun hin?"

„Caramba! unsere Fallen suchen, meinst Du, daß ich sie im Stich lassen will?"

„Wahrhaftig! Das ist ein guter Einfall!"

Die Jäger schlugen in der That den Weg nach dem Lager ein, aber nach indianischer Art, indem sie

zahllose Umwege machten, welche azu dienen sollten, die Comanchen irre zu führen.

Nach zwanzig Minuten erreichten sie das Lager. Die Indianer waren noch nicht zurückgekehrt, konnten jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach jeden Augenblick wiederkommen. Ihr ganzes Gepäck lag verstreut umher. Zwei bis drei Pferde, die keine Lust gehabt davonzulaufen, fraßen friedlich ihre Erbsenranken.

Die Jäger suchten ohne Zeitverlust ihre Biberfallen zusammen, von denen Jeder fünf auflud, und hierauf eilten sie nach der Höhle, wo sie ihre Pferde untergebracht hatten, zurück.

Die beiden Männer schritten trotz der ziemlich schweren Last, die sie trugen, mit leichten Schritten vorwärts. Sie waren sehr zufrieden mit dem Erfolge ihres Unternehmens und lachten vorzüglich über den Streich, den sie den Indianern gespielt hatten.

Sie wanderten ziemlich lange so fort; schon hörten sie das dumpfe Gemurmel des Baches in geringer Entfernung, als plötzlich das Gewieher eines Pferdes zu ihren Ohren drang.

„Man verfolgt uns," sagte Treuherz, stillstehend.

„Hm!" sagte Fröhlich, „vielleicht ist es ein wildes Pferd."

„Nein, ein wildes Pferd wiehert nicht auf solche Weise, es sind die Comanchen, wir werden es übrigens gleich erfahren," fügte er hinzu.

Hierauf legte er sich auf die Erde, drückte das Ohr an den Boden und lauschte.

Er stand bald wieder auf.

„Ich wußte es wohl," sagte er, „es sind die Comanchen, aber sie verfolgen keine bestimmte Fährte, sie zaudern."

„Vielleicht hindert sie die Wunde Adlerkopf's."

„Das ist möglich! oh! oh! trauen sie sich denn zu, uns einholen zu können, wenn wir ihnen entkommen wollen?"

„Ja, wenn wir nicht beladen wären, ging es leicht genug."

Treuherz bedachte sich einen Augenblick.

„Komm," sagte er, „wir haben eine halbe Stunde Vorsprung, das ist mehr als wir brauchen."

In geringer Entfernung floß ein Bach, der Jäger betrat das Bett desselben mit seinem Begleiter, der allen seinen Bewegungen folgte.

Als sie sich in der Mitte der Strömung befanden, wickelte Treuherz die Fallen sorgfältig in ein Büffelfell, damit sie nicht von der Feuchtigkeit leiden könnten, und versenkte sie dann auf den Grund des Wassers.

Nachdem sie dies vollbracht, gingen die Jäger an das andere Ufer und zeichneten eine falsche, ohngefähr zweihundert Schritt lange Fährte, worauf sie vorsichtig zurückkehrten, um keine Spuren zu hinterlassen, die ihre Rückkehr verrathen hätten. Sie gingen in den Wald zurück, nachdem sie mit einem Wink ihre Hunde zu den Pferden zurückgeschickt hatten.

Die klugen Thiere flogen davon und waren bald in der Dunkelheit verschwunden.

Der Entschluß, sich von den Hunden zu trennen, diente ihnen dazu, die Indianer irre zu führen, die nicht verfehlen würden, die, von den Jagdhunden im hohen Grase hinterlassene, leichte Spur zu verfolgen.

Als sie erst wieder im Walde waren, kletterten die Jäger auf einen Baum und bewegten sich zwischen Himmel und Erde weiter fort; dies ist eine Art zu reisen, welche in jenen Gegenden, wo es wegen der Verschlingung der Lianen und der Bäume, oft unmöglich ist, sich ohne Hülfe des Beiles einen Weg zu bahnen, weit gebräuchlicher ist, als man es in Europa glaubt.

Man kann, indem man von einem Ast zum andern klettert, meilenweit wandern, ohne den Boden zu berühren.

Auf diese Weise gingen sie ihren Feinden entgegen, deren Schritte immer näher und näher kamen, und die bald unter ihnen sichtbar wurden, wie sie in indianischer Reihe marschirten, nämlich, einer hinter dem andern, dessen Spur er genau folgt.

Adlerkopf kam zuerst. Er lag, wegen seiner Wunde, halb auf seinem Pferde, doch war er in der Verfolgung seiner Feinde eifriger als je.

Als die Comanchen sich mit den Jägern kreuzten, verbargen sich letztere mit angehaltenem Athem unter dem Laube. Der geringste Umstand konnte ihre Nähe verrathen.

Die Indianer zogen vorüber, ohne sie zu sehen. Die Jäger traten ihre Reise wieder an.

„Puh!“ sagte Fröhlich nach einiger Zeit, „diesmal, glaube ich, sind wir sie los.“

„Wir wollen nur nicht zu zeitig triumphiren, sondern uns so schnell wie möglich entfernen, diese Satane von Rothhäuten sind schlau, sie werden unsere List bald durchschauen.“

„Zum Henker!“ rief Fröhlich plötzlich aus, „ich habe mein Messer herunterfallen lassen, ich weiß nur nicht wo. Wenn die Schufte es finden, so sind wir verloren.

„Sehr wahrscheinlich murmelte Treuherz, um so mehr dürfen wir keine Zeit verlieren.“

Indessen fing es an im Walde, der bis jetzt ganz still gewesen war, dumpf zu dröhnen; die Vögel flogen mit Geschrei erschrocken umher, und im Dickicht hörte man die trocknen Zweige unter dem eiligen Schritte der wilden Thiere krachen.

„Was geht denn vor?“ sagte Treuherz innehaltend, und sah sich besorgt um, „der Wald ist wie vom Schwindel erfaßt.“

Die beiden Jäger schwangen sich auf den Gipfel des Baumes, auf welchem sie sich befanden, und welcher zufällig einer der höchsten im Walde war.

Kaum eine Meile von dem Orte, wo sie waren, entfernt, flammte eine ungeheure Glut am Himmel auf, welche mit jedem Augenblicke stieg und sich ihnen mit Riesenschritten näherte.

„Tod und Teufel,“ rief Fröhlich aus, „die Comanchen haben die Prairie in Brand gesteckt.“

„Ja, und dieses Mal, glaube ich, daß wir, wie Du sagtest, verloren sind,“ antwortete Treuherz kaltblütig.

„Was ist zu thun?“ fragte der Kanadier, „in wenig Augenblicken werden wir eingeschlossen sein.“

Treuherz dachte ernstlich nach.

Nach einigen Sekunden erhob er den Kopf, ein triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen.

„Sie haben uns noch nicht,“ sagte er, „folge mir, Bruder, — ich will meine Mutter wiedersehen,“ fügte er leise hinzu.

VI.

Der Retter.

Um dem Leser die Lage unserer zwei Jäger recht anschaulich zu machen, sehen wir uns genöthigt, zu dem Häuptling der Comanchen zurückzukehren.

Kaum hatte Adlerkopf seine Feinde unter den Bäumen verschwinden sehen, als er behutsam aufstand, sich vorbeugte und horchte, um sicher zu sein, daß sie sich wirklich entfernt hätten. Sobald er sich darüber Gewißheit verschafft hatte, riß er ein Stück seiner Decke ab, mit welchem er den verwundeten Arm so gut wie möglich verband und trotz seiner durch den Blutverlust verursachten Schwäche, — und folgte trotz der heftigen Schmerzen, welche er empfand, entschlossen der Spur der Jäger.

Er folgte ihnen ungesehen bis an die Grenze des Lagers. Dort war er, hinter einem Ebenholzbaume versteckt, Zeuge der von den Jägern angestellten Nach-

forschungen nach ihren Fallen so wie er, kochend vor Wuth, doch ohne es verhindern zu können, zusehen mußte, wie sie sich mit ihrem Eigenthume, nach dem sie es gefunden, wieder entfernten.

Obgleich die Hunde, welche die Jäger bei sich hatten, ausgezeichnete Thiere und darauf abgerichtet waren, die Indianer schon in weiter Entfernung zu wittern, so mußte es sich doch zufällig treffen, daß sie sich gierig über die verstreuten Reste der Mahlzeit der Rothhäute herstürzten und ihre Herren auch nicht daran dachten, sie zur Wachsamkeit anzuhalten, wodurch wahrscheinlich das Leben des Häuptlings der Comanchen gerettet wurde.

Die Comanchen kehrten endlich, als es ihnen nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen war, ihre Pferde wieder zu finden, in ihr Lager zurück.

Sie waren eben so erstaunt als entrüstet, als sie ihren Anführer verwundet fanden, und Adlerkopf benutzte diese Stimmung, um sie von Neuem zur Verfolgung der Jäger anzutreiben, welche durch die Fallen, die sie trugen aufgehalten, nicht weit entfernt sein konnten und unfehlbar bald in ihre Hände fallen mußten.

Sie waren nur kurze Zeit durch die List Treuherz's getäuscht worden und hatten sehr bald auf den ersten Bäumen des Waldes die Spuren der Gegenwart ihrer Feinde entdeckt.

Hier war es, wo Adlerkopf, der sich schämte, von

zwei entschlossenen Männern, deren größere List alle seine Berechnungen täuschte, in Schach gehalten worden zu sein, beschloß, sie ein für alle Mal zu vernichten, und den teuflischen Einfall, den Wald in Brand zu stecken, zur Ausführung brachte. Auf diesem Wege hoffte er seine gefährlichen Feinde mit Gewißheit in seine Hände zu bekommen.

Er ließ daher seine Krieger nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen, bis sie einen großen Kreis bildeten, worauf er das hohe Gras an mehren Stellen zugleich in Brand zu stecken befahl.

Der Einfall war, obgleich grausam und der wilden Krieger, die ihn ausführten, ganz würdig, doch gut.

Die Jäger würden sich, nachdem sie sich vergeblich bemüht, aus dem Feuernetz, welches sie umgab, zu entkommen, wider ihren Willen genöthigt sehen, sich ihren wilden Feinden zu ergeben, wenn sie nicht lebendig verbrennen wollten.

Adlerkopf hatte Alles berechnet, Alles bedacht, außer den einfachsten und leichtesten Ausweg, der zugleich die einzige Rettung bot, welche Treuherz übrig blieb.

Wie schon erwähnt, hatten sich die Krieger verstreut und an mehreren Orten zugleich Feuer angelegt.

In der vorgerückten Jahreszeit, wo die Pflanzen und Gräser, von den glühenden Strahlen der Sommersonne verdorrt sind und sich augenblicklich entzünden, hatte sich das Feuer nach allen Richtungen und mit reißender Schnelligkeit verbreitet.

Doch nicht schnell genug, um nicht einige Zeit zu brauchen, ehe es zusammenfloß.

Treuherz hatte sich nicht lange bedacht; während die Indianer wie Teufel die flammende Mauer, welche sie um ihre Feinde gezogen, mit Jubelgeschrei umkreis'ten, hatte sich der Jäger, von seinem Freunde gefolgt, in vollem Laufe zwischen zwei Feuerwände geworfen, welche rechts und links zischend auf ihn loskamen und sich zugleich unter seinen Füßen und über seinem Kopfe zu vereinigen drohten. Die kühnen Abenteurer hatten mitten unter verkohlten Bäumen, welche krachend umstürzten, von dichten Rauchwolken umgeben, die sie zu ersticken drohten und beinahe blind machten, unter einem feurigen Regen von sprühenden Funken, die von allen Seiten auf sie herabfielen, den unheilvollen Ort verlassen, in welchem die Indianer sie für ewig begraben glaubten, und waren, von nur leichten Brandwunden getroffen, schon weit entfernt, als diese sich noch über das Gelingen ihrer List Glück wünschten.

Indessen stieg das Feuer zu einer gewaltigen Höhe, und der Wald wand sich unter der glühenden Umarmung; die Prairie war ein Flammenmeer, in dessen Mitte die wilden Thiere, welche die Katastrophe aus ihren Verstecken vertrieben, toll vor Schrecken umherliefen.

Der Himmel färbte sich blutig roth und ein heftiger Sturm jagte die Flammen und den Rauch vor sich her.

Die Indianer waren selbst über ihr Werk erschrocken, als sie ganze Berge, wie unheimliche Leuchthürme um sich her flammen sahen, die Erde glühen fühlten und das wilde Gebrüll der Verzweiflung vernahmen, welches ungeheure Heerden von Büffeln, unter deren rasender Flucht der Boden erzitterte, ausstießen, und welches die tapfersten Männer mit Schrecken erfüllt.

In dem Lager der Mexikaner war Alles in der größten Verwirrung; der Lärm und die Unordnung waren fürchterlich, die Pferde hätten ihre Fesseln zerrissen und jagten nach allen Richtungen davon, die Männer griffen nach ihren Waffen und ihrer Munition, wieder andere schleppten Ballen und Sättel davon.

Jeder schrie, fluchte, gab Befehle, Alle liefen im Lager umher, wie von Schwindel erfaßt.

Das Feuer rückte majestätisch heran, verschlang Alles auf seinem Wege und jagte eine unabsehbare Menge von Thieren aller Art vor sich her, welche von dem Elemente auf jedem Schritt erreicht mit schrecklichem Geheul davonsprangen.

Schon lagerte sich ein dicker Rauch aus welchem Funken sprühten über dem Lager der Mexikaner, noch zwanzig Minuten, und sie waren verloren.

Der General hielt seine Nichte in den Armen und befragte die Führer vergeblich um ein Mittel, der drohenden Gefahr zu entgehen.

Aber die Männer hatten, von der Nähe der Gefahr entsetzt, alle Geistesgegenwart verloren.

Was sollte man auch für ein Mittel ergreifen? die Flammen bildeten einen ungeheuren Kreis in dessen Mitte sich das Lager befand.

Indessen hatte sich der heftige Wind, der bis dahin das Feuer anfachte und beflügelte, plötzlich gelegt.

Die Luft war unbeweglich.

Der Fortschritt des Feuers ward aufgehalten.

Die Vorsehung gönnte den Unglücklichen noch einige Minuten Frist.

In diesem Augenblick bot das Lager einen seltsamen Anblick.

Diese vom Schrecken überwältigten Männer hatten sogar den Instinkt der Selbsterhaltung verloren.

Die Lanceros beichteten einander gegenseitig.

Die Führer waren in finstere Verzweiflung versunken.

Der General klagte den Himmel wegen seines Unglücks an.

Der Doktor bedauerte nur, daß er nun die Pflanze nicht würde entdecken können, — jede andere Rücksicht mußte vor dieser einen weichen.

Donna Luz kniete mit gefalteten Händen an der Erde und betete inbrünstig.

Das Feuer kam mit seinem Vortrabe von wilden Thieren immer näher.

„Ach!“ rief der General und schüttelte den Arm des Führers mit Heftigkeit, „willst Du uns denn verbrennen lassen, ohne einen Versuch zu machen, uns zu retten?“

„Was können wir gegen Gott thun?“ antwortete Schwätzer gleichmüthig.

„Giebt es denn kein Mittel, uns vor dem Tode zu schützen?“

„Keines.“

„Es giebt eins!“ rief ein Mann, der sich mit halbverbranntem Haar und Gesicht in das Lager stürzte, indem er von einem Anderen gefolgt über die Ballen kletterte.

„Wer sind Sie?“ rief der General aus.

„Gleichviel,“ antwortete der Fremde trocken, „ich komme, Sie zu retten! mein Gefährte und ich, waren in Sicherheit; wir haben uns unsäglichen Gefahren ausgesetzt, um Sie zu retten, das sei Ihnen genug. Ihr Heil ist in Ihren Händen, Sie müssen nur wollen.“

„Befehlen Sie,“ antwortete der General, „ich werde der Erste sein, der das Beispiel des Gehorsams giebt.“

„Sie haben wohl keine Führer bei sich?“

„Ja wohl!“ erwiderte der General.

„Dann sind es Verräther oder Memmen, denn das Mittel, welches ich anwenden werde, ist Allen in der Prairie bekannt.“

Der General warf Schwätzer, der bei der unerwarteten Ankunft der beiden Unbekannten unwillkürlich zusammengebebt war, einen mißtrauischen Blick zu.

„Dies ist übrigens,“ fuhr der Jäger fort, „eine

Sache, die Sie später mit ihnen ausmachen können, jetzt handelt es sich nicht darum."

Die Mexikaner hatten beim Anblick dieses entschlossenen Mannes mit der kurzen, bestimmten Rede instinktmäßig geahnt, daß ein Retter nahe; ihr Muth war mit der Hoffnung zurückgekehrt, und sie waren bereitwillig, seinen Befehlen schnell zu gehorchen.

„Beeilt Euch," sagte der Jäger, „alles Gras, welches das Lager umgiebt, auszureißen."

Ein Jeder ging an's Werk.

„Wir," fuhr der Fremde, zu dem General gewendet fort, „wollen nasse Decken nehmen und sie vor die Ballen breiten."

Der General, der Doktor und der Kapitän, führten, von dem Jäger geleitet, aus, was er angeordnet hatte, während sein Gefährte die Pferde und Maulthiere mit dem Lasso einfing, und sie in der Mitte des Lagers fesselte.

„Beeilt Euch! Beeilt Euch!" rief der Jäger beständig, „das Feuer erreicht uns!"

Alle arbeiteten mit verdoppeltem Eifer.

Bald war ein großer Raum von Gras entblößt.

Donna Luz betrachtete mit Bewunderung den seltsamen Mann, der auf wunderbare Weise plötzlich erschienen war, und inmitten der gräßlichen Gefahr, in welcher sie sich befanden, so ruhig und gefaßt aussah, als ob er die Macht besäße, dem fürchterlichen Elemente zu gebieten, welches mit Riesenschritten auf sie eindrang.

Das junge Mädchen konnte die Blicke nicht von ihm wenden; unwillkürlich fühlte sie sich zu dem unbekannten Retter hingezogen, dessen Stimme, Bewegungen, ganze Erscheinung überhaupt sie überwältigte.

Als die Pflanzen und das Gras mit der fieberhaften Hast ausgerissen waren, welche Menschen, die sich in Lebensgefahr befinden, in Allem zeigen, was sie thun, lächelte der Jäger sanft.

„Nun," sagte er zu den Mexikanern gewendet, „das Uebrige ist die Sache meines Freundes und die meinige, überlaßt es uns; Ihr wickelt Euch sorgfältig in nasse Decken."

Alle folgten seinem Rathe.

Der Fremde warf einen Blick um sich, dann schritt er, nachdem er seinem Gefährten ein Zeichen gegeben, dem Feuer entgegen.

„Ich verlasse Sie nicht," sagte der General theilnehmend.

„Kommen Sie," antwortete der Fremde kurz.

Als die Grenze des Platzes, wo das Gras abgerissen worden, erreicht worden war, schob der Jäger mit dem Fuß einen Haufen Pflanzen und dürres Holz zusammen, streute ein wenig Pulver darauf und zündete es an.

„Was machen Sie da?" rief der General entsetzt.

„Ich bekämpfe, wie Sie sehen, das Feuer durch Feuer," antwortete der Jäger einfach.

Sein Gefährte hatte in entgegengesetzter Richtung dasselbe gethan.

Ein Flammenmeer erhob sich bald darauf, und während einiger Minuten war das Lager fast ganz von den zusammenschlagenden Flammen überwölbt.

Es folgte nun eine Viertelstunde furchtbarer Angst, und gespannter Erwartung.

Nach und nach sank die Gluth, die Luft ward reiner, der Rauch verlor sich, das Tosen der Feuersbrunst ward schwächer.

Endlich konnte man das fürchterliche Chaos überblicken.

Ein Seufzer der Erlösung entrang sich jeder Brust.

Das Lager war gerettet.

Das Toben der Feuersbrunst ward immer schwächer, und sie wendete von dem Jäger besiegt, ihren verheerenden Lauf nach einer anderen Richtung.

Jeder eilte auf den Fremden zu, um ihm zu danken.

„Sie haben das Leben meiner Nichte gerettet,“ sagte der General mit Wärme, „wie soll ich Ihnen jemals lohnen?“

„Sie sind mir nichts schuldig, Herr,“ antwortete der Jäger mit edler Einfachheit, „in der Prairie sind alle Menschen Brüder, ich habe nur meine Pflicht gethan, als ich Ihnen zu Hülfe eilte.“

Als der erste Jubel vorüber und wieder etwas Ordnung im Lager eingetreten war, suchte Jeder die Ruhe, welche nach der fürchterlichen Aufregung der Nacht, dringendes Bedürfniß geworden.

Die beiden Fremdlinge, welche die Freundschaftsbezeugungen, die ihnen der General in seinem Entzücken gemacht, fortwährend bescheiden aber entschieden abgelehnt hatten, warfen sich nachlässig auf die Ballen um einige Stunden zu ruhen.

Kurz vor Sonnenaufgang standen sie auf.

„Der Boden muß ausgekühlt sein," sagte der Eine, „laß uns aufbrechen, ehe diese Leute aufwachen, sonst würden sie uns vielleicht nicht so fort lassen."

„Gehen wir," sagte der Andere kurz.

In dem Augenblick, als sie die Grenze des Lagers überschritten, legte sich eine leichte Hand auf die Schulter des Ersten, er wandte sich um.

Donna Luz stand vor ihm.

Beide Männer blieben stehen und grüßten das junge Mädchen ehrfurchtsvoll.

„Sie verlassen uns?" sagte sie mit sanfter melodischer Stimme.

„Wir müssen, Señorita," antwortete einer der Jäger.

„Ich verstehe," sagte sie mit einem reizenden Lächeln, „nun, da Sie uns gerettet, haben Sie hier nichts mehr zu thun, nicht wahr?"

Die Männer verneigten sich, ohne zu antworten.

„Gewähren Sie mir eine Bitte," sagte sie.

„Reden Sie, Señora."

Sie nahm ein kleines Diamantenkreuz von ihrem Halse.

„Nehmen Sie dies, zu meinem Andenken.“

Der Jäger zögerte.

„Ich bitte Sie darum,“ murmelte sie mit bewegter Stimme.

„Ich nehme es an, Señora,“ sagte der Jäger gerührt, und hing das Kreuz neben sein Skapulir auf die Brust, „ich füge diesen zweiten Talisman zu dem ersten, den ich von meiner Mutter habe.“

„Dank,“ sagte das junge Mädchen freudig, „und nun noch ein Wort!“

„Sprechen Sie.“

„Wie heißen Sie?“

„Mein Gefährte heißt Fröhlich.“

„Aber Sie?“

„Treuherz.“

Nachdem sie sich zum Abschiede nochmals verneigt hatten, entfernten sich die beiden Jäger schnell und waren bald in der Dunkelheit verschwunden.

Donna Luz folgte ihnen mit den Augen, so lange sie sie sehen konnte, dann kehrte sie langsam und nachdenklich zu ihrem Zelte zurück und murmelte leise vor sich hin:

„Treuherz! .... o ich werde mich daran erinnern.“

VII.

Der Ueberfall.

Die Vereinigten Staaten haben von England ein System der Verdrängung und beständigen Usurpation geerbt, welches einer der Hauptzüge im britischen Charakter ist.

Kaum war die Unabhängigkeit Nord-Amerika's proklamirt worden, und der Frieden mit dem früheren Mutterlande wieder hergestellt, als jene Männer, welche so laut gegen die Tyrannei und Bedrückung eiferten und sich gegen die Eingriffe in ihre Menschenrechte, denen sie, wie sie sagten, als zum Opfer gefallen, wehrten, mit der unerschütterlichen Kaltblütigkeit, welche sie ihrer Abstammung verdanken, eine Jagd auf die Indianer organisirten. Nicht allein in ihrem großen Lande wollten sie herrschen, sondern, unzufrieden mit dem weiten Gebiete, welches urbar zu machen und zu verwerthen, die Bevölkerung trotz ihres Fleißes nicht

hinreicht, wollten sie sich beider Oceane bemächtigen, indem sie die Stämme der Eingeborenen von allen Seiten einschließen und zurückdrängen, bis sie, nach der bittern, trostlosen Prophezeihung eines alten Indianerhäuptlings, noch vor lauter Treulosigkeit und Hinterlist im Stillen Oceane ertrinken werden.

In den Vereinigten Staaten, über deren Ruf der Vortrefflichkeit man anfängt, die Meinung bedeutend zu ändern, die aber viele, entweder falsch unterrichtete, oder eigensinnige Leute noch immer als den klassischen Boden der Freiheit zu schildern lieben, findet man die abscheuliche Anomalie, wie zwei Völkerschaften zum Vortheil einer dritten beraubt werden, welche letztere sich auch noch das Recht über Leben und Tod anmaßt und ihre Opfer nur wie ein Schlachtthier betrachtet.

Diese beiden, das Interesse aller Aufgeklärten und der wahren Freunde des Menschengeschlechts würdigen Völker, sind die schwarze und rothe Race.

Auf der anderen Seite ist es wahr, daß die Vereinigten Staaten, um zu zeigen, in welchem Grade sie menschenfreundlich gesinnt sind, seit dem Jahre 1795 einen Friedens- und Freundschaftsbund mit den Raubstaaten geschlossen haben, welche ihnen bedeutend größere Vortheile boten, als der Malteserorden, der gleichfalls mit ihnen unterhandeln wollte.

Dieses Bündniß ist von den Regierungen von Algier und Tripolis bestätigt und es heißt darin ausdrücklich: „Die Regierung der Vereinigten

Staaten ist in keiner Weise auf die christliche Religion begründet."

Denjenigen, denen Dies ein wenig zu arg vorkommen könnte, antworten wir, daß es logisch ist, und daß die Amerikaner, was die Gottheit anbetrifft, nur einen Gott kennen: den Gott Dollar! welcher von den Seeräubern aller Länder stets als der Einzige verehrt worden ist.

Man sehe selbst, was daraus folgen muß.

Die Squatters, jene land- und heimathlosen Menschen, die weder Recht noch Gesetz kennen, die von allen Völkern verleugnet werden, und die der Abschaum und die Schmach der Nordamerikanischen Bevölkerung sind, rücken unablässig nach Westen vor, und suchen durch immer neue Ansiedlungen die Indianerstämme aus ihrem letzten Zufluchtsorte zu vertreiben.

Nach den Squatters rücken fünf bis sechs Soldaten, ein Tambour, ein Trompeter und irgend ein Offizier, der eine Fahne mit einem Sternenbanner trägt, ein.

Die Soldaten errichten vermittelst einiger Baumstämme ein Fort, pflanzen die Fahne auf demselben auf, und erklären, daß die Grenzen der Vereinigten Staaten sich so weit erstrecken.

Nun werden einige Hütten in der Umgebung der Feste erbaut, in welchen sich ein Volk von Bastarden, eine heterogene Mischung von Weißen, Schwarzen, Rothen, Kupferfarbigen u. s. w. niederlassen, und damit ist eine neue Stadt gegründet, welcher man einen

wohlklingenden Namen, wie Utika oder Syrakus, Rom oder Karthago, giebt. Einige Jahre später, wenn die Stadt zwei bis drei steinerne Häuser zählt, wird sie von Rechtswegen zur Hauptstadt eines neuen Staates erhoben, welcher noch gar nicht existirt.

Auf diese Weise wird in jenem Lande verfahren, und das ist, wie man sieht, sehr einfach.

Einige Tage nach den Ereignissen, welche wir im vorhergehenden Kapitel erzählt haben, ereignete sich eine seltsame Scene in einer, seit kaum zwei Jahren errichteten Besitzung, welche an den Ufern des Canadian an einem reizenden Punkte am Fuß eines grünen Hügels lag.

Diese Besitzung bestand aus ungefähr zwanzig Hütten, welche unter dem Schutze eines unbedeutenden, mit vier kleinen Kanonen versehenen Forts, welche den Lauf des Flusses beherrschten, unregelmäßig nebeneinander lagen.

Das noch so junge Dorf, hatte, Dank der außerordentlichen amerikanischen Thätigkeit, schon die Wichtigkeit einer Stadt erlangt. Zwei Wirthshäuser waren mit Trinkern überfüllt, drei Kirchen dienten eben so viel verschiedenen Sekten zu ihren Versammlungen.

Die Einwohner gingen hie und da herum und hatten das gedankenvolle Ansehen von Leuten, welche ernstlich arbeiten und ihre Geschäfte besorgen.

Zahlreiche Kähne befuhren den Fluß, und Wagen

mit Waaren beladen, strebten nach allen Richtungen, ächzten auf ihren rostigen Axen und zogen tiefe Furchen in den Boden.

Aber trotz dieser Geschäftigkeit, oder vielleicht wegen derselben konnte man leicht sehen, daß eine große Unruhe in dem Dorfe herrsche.

Die Einwohner fragten sich untereinander, man versammelte sich auf den Thürschwellen, und mehre, auf kräftigen Pferden reitende Männer eilten, als Boten nach allen Richtungen, nachdem sie die Befehle des Kapitäns, der im Fort commandirte, entgegen genommen. Dieser wandelte in voller Uniform, mit einem Fernrohre in der Hand, und die Arme auf den Rücken gekreuzt, mit großen Schritten auf den Wällen der kleinen Feste auf und ab.

Nach und nach kehrten die Kähne an das Ufer zurück, die Wagen wurden abgespannt, die Zugthiere in Grasgärten eingesperrt, und die ganze Bevölkerung versammelte sich auf dem Marktplatze des Dorfes.

Die Sonne sank schnell am Horizonte, die Nacht mußte bald einbrechen, die in die Umgegend abgesendeten Reiter waren alle zurückgekehrt.

„Wie Ihr seht," sagte der Kapitän zu den versammelten Einwohnern, „haben wir Nichts zu fürchten, es war ein falscher Lärm, Ihr könnt friedlich in Eure Wohnungen zurückkehren, man hat auf zwanzig Meilen in der Runde, keine Indianer getroffen."

„Hm!" meinte ein alter Jäger, ein Mestize, auf

seine Flinte gelehnt, „die Indianer brauchen nicht lange Zeit um zwanzig Meilen zurückzulegen.“

„Das kann sein, Weißauge,“ antwortete der Kommandant, „aber sei versichert, daß ich nur zu dem Zwecke so gehandelt habe, wie ich es gethan, um die Einwohnerschaft zu beruhigen, die Indianer werden nicht wagen, sich zu rächen.“

„Die Indianer rächen sich stets, Kapitän,“ sagte der alte Jäger mit Ueberzeugung.

„Du hast zu viel Wisky getrunken, Weißauge, er ist Dir in den Kopf gestiegen und Du träumst mit offenen Augen.“

„Wollte Gott, daß Sie Recht hätten, Kapitän, aber ich habe mein ganzes Leben in den neuen Ansiedelungen zugebracht, ich kenne die Sitten der Rothhäute, während Sie erst seit zwei Jahren an der Grenze sind.“

„Das ist hinreichend,“ unterbrach ihn der Kapitän peremtorisch.

„Aber die Indianer sind, mit Ihrer Erlaubniß, Menschen, und die beiden Comanchen, welche gegen alles Menschenrecht, hinterlistig ermordet worden sind, waren in ihrem Stamme angesehene Krieger.“

„Weißauge, Du hast gemischtes Blut, Du hängst den Rothhäuten noch zu sehr an,“ sagte der Kapitän ironisch.

„Die Rothhäute,“ antwortete der Jäger stolz, „sind ehrlich, sie morden nicht aus reinem Gefallen am Blut=

vergießen, wie Sie es vor vier Tagen an den beiden Kriegern gethan, die harmlos in ihren Kähnen vorüberfuhren, und an denen Sie, wie Sie sagten, eine neue Flinte, die Sie aus Acropolis erhalten hatten, probiren wollten."

„Schon gut! genug! verschone mich mit Deinen Bemerkungen, Weißauge, Du hast mir keine Lehren zu ertheilen."

Der Jäger verbeugte sich linkisch, warf seine Flinte über die Schulter und entfernte sich, indem er murmelte:

„Gleichviel, das vergossene Blut schreit um Rache, die Rothhäute sind Menschen, sie werden das Verbrechen nicht ungerächt lassen."

Der Kapitän kehrte in das Fort zurück. Er war von Dem, was ihm der Mestize gesagt hatte, sichtlich verstimmt. Die Einwohner verstreuten sich, nachdem sie sich eine Gute Nacht gewünscht und schlossen sich mit der Sorglosigkeit, die denjenigen Menschen, welche daran gewöhnt sind, ihr Leben jeden Augenblick zu wagen, eigen ist, in ihre Häuser ein.

Eine Stunde später war die Nacht vollständig hereingebrochen, das Dorf, dessen Einwohner, von der harten Arbeit des Tages ermüdet, sorglos ruhten, war von dicker Finsterniß umgeben.

Die, zu Ende des Tages, von dem Kapitän ausgesandten Boten, hatten ihre Pflicht schlecht erfüllt, oder sie waren an die List der Indianer noch nicht gewöhnt, sonst würden sie durch ihre Berichte den

Ansiedlern nicht ein trügerisches Vertrauen eingeflößt haben.

Kaum eine Meile von dem Dorfe entfernt warteten unter dichtem Gestrüpp und den in einander geflochtenen Zweigen der Bäume des Urwaldes, dessen Vordergrund durch das unermüdliche Beil der Ansiedler bereits gelichtet war, verborgen zweihundert Comanchen-Krieger vom Stamme der Schlange, welche von mehren angesehenen Häuptlingen angeführt wurden, unter denen sich auch Adlerkopf befand, der, obgleich verwundet, an dem Zuge hatte theilnehmen wollen. Sie harrten mit der Geduld der Indianer, die durch Nichts abgeschreckt werden kann, auf den günstigen Augenblick, um sich wegen der ihnen zugefügten Beleidigung blutig zu rächen.

Auf diese Weise verstrichen mehre Stunden, ohne daß das geringste Geräusch das Schweigen der Nacht unterbrochen hätte.

Die Indianer warteten, unbeweglich wie eherne Statuen, ohne die mindeste Ungeduld zu zeigen.

Gegen elf Uhr ging der Mond auf, und erhellte die Landschaft mit silbernen Scheine.

Zur nämlichen Zeit vernahm man zu zwei verschiedenen Malen das Geheul eines Hundes.

Hierauf verließ Adlerkopf den Baum, hinter dem er sich verborgen gehalten hatte, und begann mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit in der Richtung des Dorfes fortzukriechen.

Als er den Rand des Waldes erreicht hatte, hielt er inne und ahmte, nachdem er einen forschenden Blick um sich geworfen hatte, das Wiehern eines Pferdes mit solcher Volkommenheit nach, daß zwei Pferde aus dem Dorfe ihm sogleich antworteten.

Nach einigen Augenblicken des Wartens vernahm das geübte Ohr des Häuptlings ein beinahe unhörbares Geräusch im Laube; in geringer Entfernung ließ sich das tiefe Gebrüll eines Ochsen vernehmen, hierauf richtete sich der Häuptling auf und wartete.

Zwei Secunden später trat ein Mann zu ihm.

Dieser Mann war Weißauge, der alte Jäger.

Ein unheimliches Lächeln spielte um seine schmalen Lippen.

„Was machen die Weißen?" fragte der Häuptling.

„Sie schlafen," antwortete der Mestize.

„Wird mein Bruder sie mir ausliefern?"

„Eine Hand wäscht die andere."

„Ein Häuptling hat nur ein Wort. Die bleiche Frau und der Graukopf?"

„Sind hier.

„Werden sie mir gehören?"

„Alle Bewohner des Dorfes sollen meinem Bruder übergeben werden."

„Oeh! der Jäger ist nicht gekommen?"

„Noch nicht."

„Er wird zu spät kommen."

„Das ist wahrscheinlich."

„Was sagt mein Bruder jetzt?“

„Wo ist Das, was ich vom Häuptling verlangt habe,“ sagte der Jäger.

„Die Felle, Flinten und das Pulver sind, von meinen jungen Leuten bewacht, zurückgeblieben.“

„Ich verlasse mich auf Dich, Häuptling,“ antwortete der Jäger, „aber wenn Du mich hintergehst?“ . .

„Ein Indianer hat nur ein Wort.“

„Gut! nun wenn Du also willst.“

Zehn Minuten später waren die Indianer Herren des Dorfes, dessen gesammte Einwohnerschaft, einer nach dem andern geweckt und ohne Widerstand gefangen worden war.

Das Fort wurde von den Comanchen eingeschlossen, die nachdem sie Baumstämme, Wagen, Geräthe und alle Ackergeräthschaften der verzweifelnden Einwohner am Fuße der Mauern desselben angehäuft hatten, nur noch auf ein Zeichen ihres Anführers warteten, um den Angriff zu beginnen.

Plötzlich erhob sich eine undeutliche Gestalt auf der Höhe des Forts und der Schrei des Wassergeiers erschallte.

Die Indianer steckten den Scheiterhaufen den sie errichtet hatten in Brand, und rannten gegen die Palissaden, indem sie Alle zugleich jenen entsetzlichen gellenden Kriegsruf erhoben, welcher ihnen eigen ist, und welcher an der Grenze stets das Zeichen zum Morden giebt.

VIII.

Die Indianische Rache.

Die Lage der Amerikaner war höchst bedenklich.

Der Kapitän, den der still vorbereitete Angriff der Comanchen vollständig überrumpelt hatte, fuhr aus dem Schlafe in die Höhe, als sie, nachdem sie das, vor der Feste aufgespeicherte Material in Brand gesteckt hatten, ihr entsetzliches Kriegsgeschrei erhoben.

Der wackere Offizier war aus dem Bette gesprungen, und obgleich ihn die röthliche Glut der Flamme einen Augenblick geblendet hatte, doch halb angekleidet, den Degen in der Hand, nach der Seite, wo die Mannschaft schlief, hingestürzt. Die Leute waren bereits munter und eilten mit der sorglosen Unerschrockenheit, die den Yankee auszeichnet, auf ihre Posten.

Was war aber zu thun?

Die Besatzung bestand, den Kapitän mit eingerechnet, aus zwölf Mann.

Wie sollten sie, in so geringer Anzahl den Indianern widerstehen, deren satanische Gestalten sich beim düsteren Scheine der Feuersbrunst bewegten.

Der Offizier stieß einen Seufzer aus.

„Wir sind verloren!“ murmelte er.

Bei den beständigen Kämpfen, welche an den Grenzen stattfinden, sind unsere civilisirten Kriegsgesetze gänzlich unbekannt.

Das vae victis herrscht im vollsten Sinne des Wortes.

Die erbitterten Feinde, welche einander mit der ausgesuchtesten Grausamkeit bekämpfen, geben und erbitten keine Gnade.

Es handelt sich also bei jedem Kampfe um Tod oder Leben.

Das ist der herrschende Gebrauch.

Der Kapitän wußte es, und täuschte sich daher nicht über das Schicksal, das seiner warte, wenn er den Comanchen in die Hände fiele.

Er hatte den Fehler begangen, sich von den Rothhäuten überrumpeln zu lassen, er mußte die Folgen seiner Unvorsichtigkeit auf sich nehmen.

Aber der Kapitän war ein tapferer Soldat; da er überzeugt war, daß er aus dem Wespenneste, in welches er sich begraben hatte, nicht lebend entkommen würde, so wollte er wenigstens mit Ehren fallen.

Es war nicht nöthig, die Soldaten an ihre Pflicht zu mahnen, sie wußten so gut, wie ihr Kapitän, daß es keine Rettung für sie gäbe.

Die Vertheidiger der Feste nahmen also entschlossen ihre Plätze hinter den Barrikaden ein und begannen mit einer Sicherheit und Präcision auf die Indianer zu schießen, welche denselben große Verluste verursachte.

Der erste Mensch, den der Kapitän erblickte, als er die Plattform der Feste erstieg, war der alte Jäger Weißauge.

„Ha!“ murmelte der Offizier für sich, „was thut dieser Mensch hier, und wie ist er hergekommen?“

Er zog hierauf eine Pistole aus dem Gürtel, ging gerade auf den Mestizen los, packte ihn bei der Gurgel, setzte ihm die Mündung des Gewehres auf die Brust und sagte mit jener Kaltblütigkeit, welche die Amerikaner von den Engländern geerbt und noch bedeutend vervollkommnet haben:

„Auf welche Weise bist Du hereingekommen, alte Eule?“

„Nun, wahrscheinlich durch die Thüre,“ antwortete der Andere gleichgültig.

„Ach was! so bist Du ein Hexenmeister?“

„Vielleicht.“

„Spaß bei Seite, Mischling, Du hast uns an Deine Brüder, die Rothhäute, verkauft.“

Ein unheimliches Lächeln flog über das Gesicht des Mestizen. Der Kapitän bemerkte es.

„Dein Verrath wird Dir aber nichts nützen, Elender,“ sagte er mit Donnerstimme, „Du wirst ihm zuerst als Opfer fallen.“

Der Jäger riß sich durch eine plötzliche und unerwartete Bewegung los; dann sprang er zurück, und seine Flinte schulternd, sagte er spottend:

„Das werden wir sehen."

Die beiden Männer, welche sich auf der schmalen, vom düsteren Scheine des stets höher steigenden Feuers erhellten Plattform gegenüberstanden, würden einem unbetheiligten Zuschauer einen Schrecken erregenden Eindruck gemacht haben.

Jeder von den Beiden repräsentirte eine jener zwei Menschenracen in den Vereinigten Staaten, deren Kampf nur mit der Ausrottung der Einen, zum Vortheil der Andern, enden wird.

Zu ihren Füßen nahm das Gefecht die riesenhaften Verhältnisse eines Epos an.

Die Indianer stürmten voll Wuth und mit lautem Geschrei gegen die Wälle, hinter welchen die Amerikaner sie mit Flintenschüssen oder dem Bajonett empfingen.

Indessen verbreitete sich das Feuer immer mehr, die Soldaten fielen Einer nach dem Anderen; bald mußte Alles vorbei sein.

Der Kapitän hatte die Drohung Weißauge's mit einem verächtlichen Lächeln beantwortet.

Schnell wie der Blitz hatte er seine Pistole auf den alten Jäger abgefeuert; dieser ließ seine Flinte fallen, sein rechter Arm war zerschmettert.

Der Kapitän stürzte mit einem Freudengeschrei auf ihn zu.

Dieser unerwartete Stoß warf den Mestizen zu Boden. Jetzt stemmte ihm sein Feind das Knie auf die Brust und betrachtete ihn einen Augenblick.

„Nun!" sagte er mit bitterem Lachen, „hatte ich mich geirrt?"

„Nein," antwortete der Mestize mit fester Stimme, „ich bin ein Dummkopf, mein Leben gehört Dir, tödte mich."

„Sei unbesorgt, ich habe Dir eine indianische Todesart zugedacht."

„Beeile Dich, wenn Du Dich rächen willst," erwiderte der Jäger ironisch, „denn bald wird es zu spät sein."

„Ich habe Zeit genug ... Warum hast Du uns verrathen, Elender?"

„Was kümmert es Dich."

„Ich will es wissen."

„Nun wohl! so höre!" sagte der Jäger nach einem Augenblicke des Schweigens, „Deine Brüder, die Weißen, sind die Henker meiner ganzen Familie gewesen, ich habe mich rächen wollen."

„Aber wir hatten Dir ja nichts gethan?"

„Seid Ihr nicht auch Weiße? tödte mich, daß die Sache ein Ende nimmt ... ich kann mit Freuden sterben, denn zahlreiche Opfer werden mir in das Grab folgen."

„Wohlan! wenn dem so ist," sagte der Kapitän mit düsterem Lachen, „so werde ich Dich Deinen Brü-

dern nachschicken, Du siehst, daß ich Dein ehrlicher Feind bin."

Hierauf drückte er das Knie fest auf die Brust des Jägers, um ihn daran zu hindern, daß er sich der ihm zugedachten Strafe entzog.

„Nach Indianerart," sagte er zu ihm.

Und mit der Rechten sein Messer ergreifend, faßte er mit der Linken das dichte, harte, graue Haar des Mestizen, trennte ihm mit unglaublicher Gewandheit die Kopfhaut durch, und riß sie herunter.

Der Jäger konnte bei dieser furchtbaren Verstümmelung einen durchdringenden Schmerzensschrei nicht zurückhalten, das Blut floß in Strömen von seinem nackten Schädel und bedeckte sein Gesicht.

„Tödte mich!" sagte er, „tödte mich, die Schmerzen sind entsetzlich."

„Findest Du das?" sagte der Kapitän.

„O! tödte mich! tödte mich!"

„Nicht doch," antwortete der Offizier achselzuckend, „hälst Du mich für einen Schlächter? nein, ich werde Dich Deinen würdigen Freunden zurückgeben."

Er nahm hierauf den Jäger bei den Beinen, schleppte ihn bis an den Rand der Plattform und gab ihm einen Fußstoß.

Der Unglückliche suchte sich instinktmäßig anzuhalten, indem er mit der Linken einen vorspringenden Balken, der nach außen lag, erfaßte.

Er schwebte einen Augenblick zwischen Himmel und Erde.

Er gewährte einen grauenhaften Anblick: der von der Haut entblößte Schädel, sein fortwährend von schwarzem Blute überströmtes Gesicht, das durch den Schmerz und das Entsetzen verzerrt wurde, sein von krampfhaften Zuckungen bewegter Körper flößte Abscheu und Schrecken ein.

„Erbarmen, Erbarmen!“ murmelte er.

Der Kapitän betrachtete ihn mit einem Lächeln auf den Lippen und über der Brust gekreuzten Armen, aber die erschöpften Kräfte des Unglücklichen konnten ihn nicht länger tragen, seine krampfhaft geschlossenen Finger ließen den Halt, den sie mit der Kraft der Verzweiflung umklammert hatten, los.

„Henker! sei verflucht!“ kreischte er im Tone der höchsten Wuth.

Er stürzte hinab.

„Glückliche Reise,“ sagte der Kapitän hohnlachend.

In den Thoren der Feste erhob sich ein ungeheures Geschrei.

Der Kapitän eilte den Seinen zu Hülfe.

Die Comanchen hatten sich der Barrikaden bemächtigt.

Sie drangen in Masse in das Innere des Forts und mordeten und skalpirten die Feinde, die ihnen in den Weg kamen.

Vier amerikanische Soldaten blieben allein noch übrig.

Die Anderen waren todt.

Der Kapitän verschanzte sich auf der Treppe, welche nach der Plattform führte.

„Ihr könnt ruhig sterben, meine Freunde,“ sagte er zu seinen Kameraden, „ich habe den, der uns verrathen hat, getödtet.“

Die Soldaten erwiderten diesen eigenthümlichen Trost mit einem Freudengeschrei und bereiteten sich vor, ihr Leben theuer zu verkaufen.

Jetzt ereignete sich aber etwas Unbegreifliches.

Das Geschrei der Indianer war wie durch einen Zauberschlag verstummt.

Der Angriff war eingestellt worden.

„Was treiben sie denn,“ murmelte der Kapitän, „welche neue Teufelei haben die Satane ersonnen?“

Als sich die Indianer aller Außenwerke des Forts bemächtigt hatten, befahl Adlerkopf, den Kampf zu unterbrechen.

Die im Dorfe gefangen genommenen Ansiedler, zwölf an der Zahl, worunter vier Frauen, wurden einer nach dem anderen vorgeführt.

Als die zwölf Unglücklichen zitternd vor ihm standen, ließ Adlerkopf die Frauen bei Seite bringen.

Dann befahl er den Männern, einer nach dem anderen vor ihm vorbei zu gehen, betrachtete ihn aufmerksam und gab dann den Kriegern, die ihm zur Seite standen, ein Zeichen.

Diese packten sofort die Amerikaner, hieben ihnen mit der Machete beide Hände ab, skalpirten sie und stießen sie in das Fort.

Sieben Ansiedler hatten bereits diese entsetzliche Tortur bestanden.

Es war nur noch einer übrig.

Es war ein hochgewachsener, magerer, aber noch rüstiger Greis, sein schneeweißes Haar fiel auf seine Schultern herab, seine schwarzen Augen schossen Blitze, aber sein Gesicht blieb unbewegt; er schien mit Gleichmuth zu erwarten, daß Adlerkopf sein Loos entscheide und ihn den übrigen Unglücklichen beigeselle.

Der Comanchen-Häuptling betrachtete ihn jedoch mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit.

Endlich erheiterten sich die Züge des Wilden, ein Lächeln flog über seine Lippen, er reichte dem Greis die Hand, sagte in schlechtem Spanisch und mit dem Kehltone seines Volkes:

„Usted no conocer amigo? — Kennst Du einen Freund nicht?"

Bei diesen Worten zuckte der Greis zusammen, und sagte, indem er den Indianer ebenfalls betrachtete, mit Erstaunen:

„Oh! el Gallo, der Hahn."

„Oah!" erwiderte der Häuptling zufrieden, „ich bin ein Freund des Graukopfes, die Rothhäute haben nicht zwei Herzen, mein Vater hat mir das Leben gerettet, mein Vater wird mit mir in meine Hütte kommen."

„Dank, Häuptling, ich nehme Dein Anerbieten an," sagte der Greis und drückte die Hand, die ihm der Indianer reichte, mit Wärme.

Hierauf eilte er zu einer Frau in mittlen Jahren, von edlem Aussehen, deren vor Kummer gewelkte Züge doch noch Spuren großer Schönheit zeigten.

„Gott sei Dank!" sagte sie mit Innigkeit, als der Greis zu ihr trat.

„Gott verläßt Diejenigen nie, die ihr Vertrauen in ihn setzen," antwortete er.

Während dieser Zeit führten die Rothhäute die letzten Scenen des furchtbaren Drama's auf, welchem der Leser beigewohnt hat.

Als alle Ansiedler in dem Fort eingeschlossen waren, wurde das Feuer mit allem Material, was man nur finden konnte, wieder neu belebt, und bald trennte eine feurige Mauer die unglücklichen Amerikaner von der übrigen Welt.

Das Fort glich nun nur noch einen ungeheuren Scheiterhaufen, aus welchem Schmerzensgeschrei, von Zeit zu Zeit durch Flintenschüsse unterbrochen, ertönte.

Die Comanchen beobachteten gleichmüthig aus einiger Entfernung den Fortschritt des Feuers und lächelten dämonisch über ihre gelungene Rache.

Die Flammen hatten das ganze Gebäude ergriffen, sie stiegen mit rasender Schnelligkeit immer höher und erhellten die Wildniß weithin, wie ein gespenstiger Leuchtthurm.

Auf der Höhe des Forts sah man einige Gestalten, die sich verzweiflungsvoll umherbewegten, indessen

andere knieten und die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen schienen.

Plötzlich erschallte ein fürchterliches Gekrach, — ein schrecklicher Schmerzensschrei stieg zum Himmel empor, und das Fort stürzte in die prasselnde Flamme, daß Millionen Funken empor sprühten.

Alles war vorbei.

Die Amerikaner hatten unterliegen müssen.

Die Comanchen pflanzten einen hohen Baumstamm an der Stelle, wo das Dorf gestanden hatte auf; an den Mast nagelten sie die Hände der Einwohner, und befestigten ein blutiges Beil auf der Spitze.

Dann, als sie die wenigen Hütten, welche noch standen, in Brand gesteckt hatten, gab Adlerkopf das Zeichen zum Aufbruch.

Die vier Frauen und der Greis folgten den Comanchen als die einzigen Ueberlebenden der unglücklichen Ansiedelung.

Ein düsteres Schweigen legte sich auf die noch dampfenden Trümmer, welche eben noch der Schauplatz so entsetzlicher Scenen gewesen waren.

IX.

Das Gespenst.

Es war ungefähr acht Uhr Morgens und eine strahlende Herbstsonne übergoß die Prairie in ihrem herrlichen Lichte.

Die Vögel flatterten mit seltsamem Geschrei hin und wieder, während Andere unter dem dichten Laube versteckt ihre melodischen Lieder ertönen ließen. Zuweilen steckte ein Hirsch den scheuen Kopf aus dem hohen Grase hervor und verschwand mit weiten Sätzen in der Ferne.

Zwei Reiter, die die Kleidung der Waldläufer trugen und auf ein Paar herrlichen, halbwilden Pferden saßen, ritten im scharfen Trabe das Ufer des Canadian entlang, während mehre schwarze Jagdhunde, die an den Augen und der Brust gelb gefleckt waren, um sie herumsprangen und liefen.

Die beiden Reiter waren Treuherz und sein Freund Fröhlich.

Treuherz schien sich wider seine Gewohnheit der lebhaftesten Freude hinzugeben, sein Gesicht strahlte, er blickte mit Behagen um sich. Zuweilen hielt er an, blickte in die Ferne, und schien am Horizonte irgend einen Gegenstand zu suchen, den er noch nicht erkennen konnte, dann ritt er mit einem Zeichen der Ungeduld weiter, um hundert Schritte weiter dasselbe Manöver zu wiederholen.

„Gieb Dich zufrieden!“ sagte Fröhlich endlich lachend, „wir werden schon hinkommen.“

„Caramba! das weiß ich wohl, aber ich möchte schon da sein. Die einzigen glücklichen Stunden, welche mir der Himmel vergönnt, verlebe ich bei Derjenigen, die wir aufsuchen! Meine Mutter! meine geliebte Mutter! die Alles um meinetwillen verlassen! Allem ohne Bedenken und ohne Klage entsagt hat! ach! welch' ein Glück ist es, eine Mutter zu haben! ein Herz zu besitzen, welches das unsrige versteht, das sich selbst ganz vergißt um in uns aufzugehen! das nur in uns lebt! sich freut, wenn wir uns freuen, sich betrübt, wenn wir betrübt sind! das das Leben in zwei Hälften theilt, von denen es die schwerste für sich behält, während es uns die leichteste und angenehmste überläßt! — Ach! Fröhlich! um solch' ein göttliches, aus Aufopferung und Liebe bestehendes Wesen, was man Mutter nennt, recht zu begreifen, muß man

es, wie ich, lange Jahre entbehrt und es dann plötzlich wiedergefunden haben, und zwar liebender und verehrungswürdiger als je! Wie langsam wir vorwärts kommen! Jede Minute des Aufenthaltes kostet mich einen Kuß meiner Mutter, den mir die Zeit raubt! werden wir denn niemals ankommen?"

„Hier sind wir an der Fuhrt."

„Ich weiß nicht warum, aber eine heimliche Angst schnürt mir das Herz zu, eine unbeschreibliche Ahnung läßt mich erzittern."

„Verscheuche diese schwarzen Gedanken, mein Freund, in einigen Minuten werden wir bei Deiner Mutter sein."

„Ja, nicht wahr? und doch, ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber die Gegend scheint mir verändert, die Stille, welche um uns herrscht, die Einsamkeit die uns umgiebt, kommen mir unnatürlich vor; wir sind nahe bei dem Dorfe, wir sollten schon das Gebell der Hunde, das Krähen der Hähne, kurz jene tausend Laute hören können, die einen bewohnten Ort verkünden."

„In der That," sagte Fröhlich mit einiger Besorgniß, „es ist Alles recht still um uns."

Die Reisenden befanden sich an einer Stelle, wo der Fluß eine plötzliche Biegung macht; seine tief eingeschnittenen, von ungeheuren Felsenstücken und dichtem Gebüsch bedeckten Ufer, verhinderten sie, in die Ferne zu sehen.

Das Dorf, auf welches die Jäger zuritten, war von der Fuhrt, wo sie sich anschickten, den Fluß zu überschreiten, kaum einen Büchsenschuß entfernt, doch war es wegen der Umgebung noch völlig unsichtbar.

In dem Augenblicke, als die Pferde die Füße in's Wasser setzten, prallten sie plötzlich zurück und die Jagdhunde erhoben jenes klagende Geheul, das ihnen eigen ist und den Unerschrockensten Furcht einflöß't.

„Was heißt das!“ murmelte Treuherz, wurde todtenblaß und warf einen entsetzten Blick um sich.

„Sieh!“ antwortete Fröhlich und zeigte mit dem Finger auf mehre Leichen, welche unter der Oberfläche des Wassers vom Fluß mit fortgetrieben wurden.

„Oh!“ rief Treuherz aus, „hier hat sich etwas Entsetzliches zugetragen. Meine Mutter! meine Mutter!“

„Erschrick nur nicht so sehr,“ sagte Fröhlich, „sie ist gewiß in Sicherheit.“

Treuherz gab, ohne auf die Tröstungen zu hören, die sein Freund an ihn richtete, und an die er selbst nicht glaubte, seinem Pferde die Sporen und sprengte in das Wasser.

Sie erreichten schnell das jenseitige Ufer.

Jetzt ward ihnen Alles klar.

Sie hatten den Schauplatz der Verwüstung in der entsetzlichsten Gestalt, die nur irgend denkbar ist, vor sich.

Das Dorf und das Fort waren nur noch ein Trümmerhaufen.

Ein schwarzer, dicker, widerlicher Rauch stieg in langen Säulen gen Himmel.

In der Mitte des Dorfes erhob sich ein Baumstamm, an dem Fetzen menschlicher Glieder festgenagelt waren, um welche sich die Urubusgeier mit lautem Geschrei stritten.

Hie und da lagen Leichen umher, welche von den wilden Thieren und den Geiern halb zerrissen worden waren.

Nirgends zeigte sich ein lebendes Wesen.

Nichts war verschont geblieben, Alles zertrümmert und zerstört. Man sah auf den ersten Blick, daß Indianer mit ihrer blutdürstigen Wuth und ihrem eingefleischten Hasse gegen die Weißen da gehaust hatten. Ihre Spur war in feuriger und blutiger Schrift tief eingegraben.

„Ach!“ rief der Jäger schaudernd aus, „meine Ahnung war eine himmlische Warnung, meine Mutter! meine Mutter!“

Treuherz sank verzweiflungsvoll zu Boden, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte.

Der Schmerz des kräftigen Mannes, dessen erprobter Muth vor keiner Gefahr erbebte, glich dem eines Löwen — er hatte Etwas Entsetzliches.

Sein Schluchzen war herzzerreißend.

Fröhlich achtete den Schmerz seines Freundes, welchen Trost hätte er ihm auch bieten können? Es war besser, daß er ihm gestattete, sich auszuweinen und den

ersten Paroxismen der Verzweiflung Zeit ließ, sich zu legen; er war überzeugt daß diese eiserne Natur sich nicht lange würde niederbeugen lassen und daß bald eine Reaktion eintreten würde, die ihm gestattete, zu handeln.

Indessen fing er, mit dem den Jägern angeborenen Instinkte, an, allenthalben herumzusuchen, in der Hoffnung, eine Spur zu entdecken, die ihnen später bei ihren Nachforschungen von Nutzem sein würde.

Nachdem er die Ruinen lange untersucht hatte, wurde er plötzlich nach einem Gebüsch hingezogen, wo ein Gebell ertönte, welches ihm bekannt schien.

Er schritt eilig vorwärts; ein Jagdhund, der dem seinigen ganz gleich war, sprang fröhlich an ihm in die Höhe und bestürmte ihn mit Liebkosungen.

„O! o!“ sagte der Jäger, „was bedeutet das, wer hat den armen Trim hier angebunden?“

Er zerschnitt die Fessel des Thieres und entdeckte, daß er ein vierfach zusammengebrochenes Stück Papier am Halse habe, das sorgfältig an demselben befestigt war.

Er nahm es weg und eilte zu Treuherz zurück.

„Bruder!“ sagte er, „hoffe!“

Der Jäger wußte, daß sein Freund nicht der Mann sei, ihm leere Tröstungen zu bieten, er erhob sein von Thränen gebadetes Gesicht zu ihm.

Sobald der Hund frei war, hatte er mit unglaublicher Schnelligkeit die Flucht ergriffen und stieß jenes

abgebrochene, dumpfe Bellen aus, wie es die Jagdhunde hören lassen, wenn sie eine Fährte verfolgen.

Fröhlich, der diese Flucht vorhergesehen, hatte sich beeilt, dem Thiere sein Tuch um den Hals zu binden.

„Man weiß nicht, was geschehen könnte," murmelte der Kanadier als er den Hund verschwinden sah.

Nachdem er diese philosophische Betrachtung angestellt, war er zu seinem Freunde zurückgekehrt.

„Was giebt es?" fragte Treuherz.

„Lies!" antwortete Fröhlich einfach.

Der Jäger griff hastig nach dem Blatte und las eifrig.

Es enthielt nur folgende Worte:

„Wir sind Gefangene der Rothhäute .... Muth! .... Ihrer Mutter ist Nichts zugestoßen."

„Gott sei Dank!" rief Treuherz mit Wärme und küßte das Papier, welches er an seiner Brust verwahrte, „meine Mutter lebt! Ich werde sie wiederfinden."

„Gewiß!" bekräftigte Fröhlich mit Ueberzeugung.

In dem Wesen des Jägers war wie durch Zauberei eine vollständige Verwandelung eingetreten, er hatte sich hoch aufgerichtet, sein Gesicht strahlte.

„Laß uns unsere Nachforschungen beginnen," sagte er, „vielleicht ist einer der unglücklichen Bewohner dem Tode entgangen; durch ihn könnten wir erfahren, was vorgefallen ist."

„Gut!" sagte Fröhlich vergnügt, „so ist's recht, laß uns suchen."

Die Hunde wühlten mit wildem Eifer in den Trümmern des Fort's.

„Wir wollen hier anfangen," sagte Treuherz.

Beide räumten den Schutt hinweg. Sie arbeiteten mit einem Eifer, der ihnen selbst unbegreiflich war.

Nach ungefähr zwanzig Minuten entdeckten sie eine Art Fallthüre.

Schwache, tonlose Laute drangen darunter hervor.

„Sie sind hier!" sagte Fröhlich.

„Gott gebe daß wir zeitig genug gekommen sind, um sie zu retten."

Erst nach langer Zeit und mit unsäglicher Mühe gelang es ihnen, die Fallthüre zu öffnen.

Da bot sich ihnen ein entsetzlicher Anblick.

In einem Keller, aus welchem eine faulige Luft hervordrang, waren ungefähr zwanzig Menschen buchstäblich auf einander geschichtet.

Die Jäger konnten eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken und wichen unwillkürlich zurück.

Aber sie kehrten unmittelbar darauf an die Oeffnung des Kellers zurück, um zu versuchen, einige der Unglücklichen zu retten, wenn es nicht schon zu spät war.

Von allen diesen Menschen gab nur Einer ein Lebenszeichen von sich, die übrigen waren todt.

Sie zogen ihn aus dem Keller hervor, legten ihn sanft auf einen Haufen dürres Laub und ließen ihm die Hülfe angedeihen, die sein Zustand erforderte.

Die Hunde leckten dem Verwundeten das Gesicht und die Hände.

Nach einigen Minuten regte sich der Mann ein wenig, öffnete die Augen zu wiederholten Malen und stieß dann einen tiefen Seufzer aus.

Fröhlich brachte die Oeffnung einer ledernen Flasche voll Rum zwischen die zusammengepreßten Zähne und flößte ihm einige Tropfen der Flüssigkeit ein.

„Er ist sehr krank," sagte der Jäger.

„Er ist verloren," antwortete Treuherz kopfschüttelnd.

Indessen hatte der Verwundete einige Kräfte gewonnen.

„Mein Gott!" sagte er mit schwacher, stockender Stimme, „sterben, ich werde sterben!"

„Hoffen Sie," sagte ihm Fröhlich sanft.

Eine flüchtige Röthe malte die bleichen Wangen des Verwundeten, ein trauriges Lächeln verzog seine Mundwinkel.

„Warum sollte ich leben? Die Indianer haben alle meine Gefährten, nachdem sie sie abscheulich verstümmelt, umgebracht, das Leben würde eine zu schwere Last für mich sein."

„Wenn Sie vor Ihrem Tode noch einen Wunsch haben, den zu erfüllen in unseren Kräften steht, so reden Sie, und auf Jägerwort wir werden es thun."

Die Augen des Sterbenden blitzten mit düsterem Scheine.

„Ihre Flasche," sagte er zu Fröhlich.

Dieser reichte sie ihm.

Der Verwundete trank hastig, seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiße und eine fieberhafte Röthe färbte sein Gesicht; welches einen schrecklichen Ausdruck annahm.

„Hört!" sagte er mit heiserer, abgestoßener Stimme, „ich war hier Kommandant; die Indianer haben mit Hülfe eines elenden Mestizen, der uns an sie verkauft hat, das Dorf überfallen.'

„Wie heißt der Mann?" fragte der Jäger lebhaft.

„Er ist todt!" . . . . ich habe ihn getödtet!" antwortete der Kapitän mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Haß und Freude. „Die Indianer wollten sich des Fort's bemächtigen, der Kampf war fürchterlich, wir waren zwölf entschlossene Männer gegen vierhundert Wilde, was konnten wir thun? kämpfen bis zum letzten Athemzuge. Das beschlossen wir zu thun. Die Indianer haben uns, als sie die Gewißheit erlangten, daß sie uns nicht lebend in ihre Hände bekommen würden, die Einwohner des Dorfes zugeworfen, nachdem sie ihnen die Handgelenke durchschnitten und sie skalpirt hatten, dann haben sie das Fort in Brand gesteckt."

Der Verwundete, dessen Stimme die Kraft verlor und dessen Worte unverständlich wurden, trank einige Tropfen Rum, und fuhr dann in seinem Berichte, dem die Jäger aufmerksam zuhörten, folgendermaßen fort:

„Ein unterirdischer Raum, der als Keller diente, zog sich unter den Gräben des Forts hin; als ich sah, daß wir keine Rettung mehr zu hoffen hätten und die Flucht unmöglich war, ließ ich meine unglücklichen Gefährten in jenen Keller hinuntersteigen, weil ich hoffte, daß wir uns mit Gottes Hülfe auf diese Weise würden retten können. Einige Minuten später, brach das Fort über uns zusammen. Niemand kann sich von den Qualen, die wir in diesem modrigen Loche ohne Luft und Licht ausgestanden haben, eine Vorstellung machen. Das Geschrei der Verwundeten — und das waren wir Alle mehr oder minder — die nach Wasser schrieen, das Röcheln der Sterbenden bildete ein entsetzliches Conzert, welches keine Feder beschreiben kann. Unsere Schmerzen, die schon unerträglich waren, wuchsen noch mehr durch den Mangel an Luft; eine Art wüthender Raserei befiel uns, wir stürzten Einer über den Andern her, und es begann in der Dunkelheit, unter den Trümmern ein fürchterlicher Kampf der nur mit dem Tode sämmtlicher Kämpfenden enden sollte. Wie lange er gewährt hat, kann ich nicht sagen. Schon fühlte ich, daß der Tod, der alle meine Gefährten erfaßt hatte, sich auch meiner bemächtigen würde, als Sie kamen und ihn noch ein Paar Minuten lang aufhielten. Gott sei Dank! ich werde nicht ungerächt sterben."

Nach diesen kaum verständlich gesprochenen Worten herrschte ein feierliches Schweigen zwischen den drei

Männern, welches nur durch das Röcheln des Sterbenden, dessen Todeskampf begonnen hatte, unterbrochen wurde.

Plötzlich richtete sich der Kapitän mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte in die Höhe, heftete seinen glühenden Blick auf die Jäger und sagte:

„Die Wilden, welche mich angegriffen haben, gehören dem Stamme der Comanchen an, ihr Häuptling heißt Adlerkopf; schwört mir, als ehrliche Jäger, mich zu rächen."

„Wir schwören es!" riefen die beiden Männer mit fester Stimme.

„Dank," murmelte der Kapitän, sank plötzlich zurück und blieb unbeweglich.

Er war todt.

Sein verzerrtes Gesicht und seine offenen Augen zeigten noch den Ausdruck der Verzweiflung, die ihn in seinen letzten Augenblicken beseelt hatten.

Die Jäger betrachteten ihn einen Augenblick, dann schüttelten sie den peinlichen Eindruck ab und schickten sich an, den unglücklichen Opfern der Wuth der Indianer, die letzte Ehre zu erweisen.

Bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, beendeten sie das schwere Werk, welches sie sich auferlegt hatten.

Nachdem Treuherz einige Augenblicke geruht, erhob er sich und sattelte sein Pferd.

„Jetzt, Bruder," sagte er zu Fröhlich, „wollen wir die Fährte Adlerkopf's verfolgen."

„Komm," antwortete der Jäger.

Die beiden Männer warfen einen langen, traurigen Scheideblick um sich, pfiffen ihren Hunden und drangen kühn in den Wald ein, in dessen Dunkel die Comanchen verschwunden waren.

In diesem Augenblicke stieg der Mond aus einem Meer von Nebeln hervor und warf sein bleiches Licht hell auf die Trümmer des amerikanischen Dorfes, in welchem die Einsamkeit und der Tod auf ewig herrschten.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.